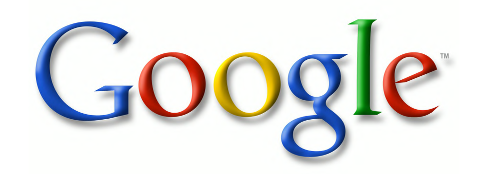
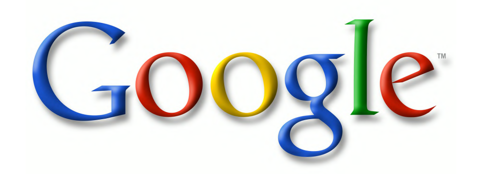
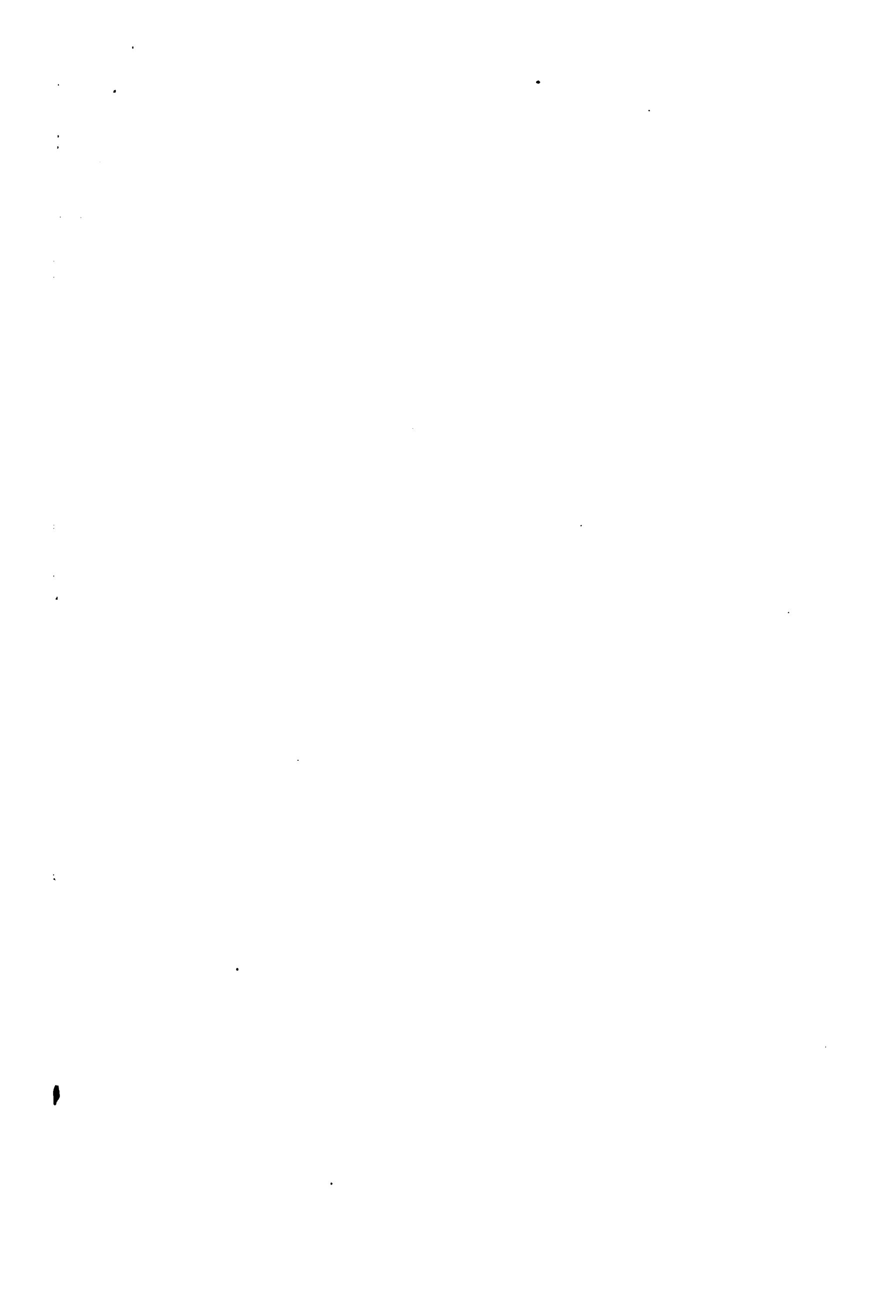




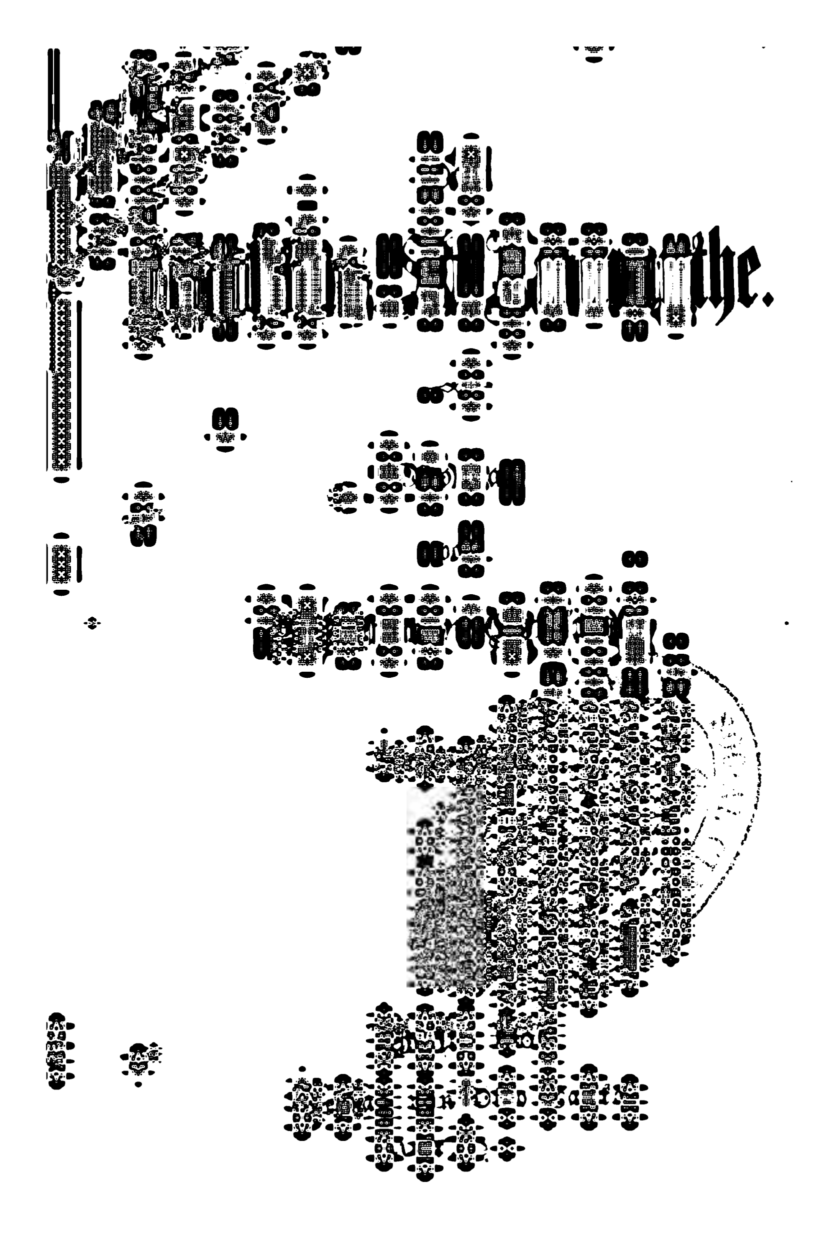






Das Fräulein von St. Amaranthe.

Dritter Band.



Erstes Kapitel.

Hérault de Sechelles.

Die Villa von Passy war inzwischen ein neues Asyl der Liebe geworden; die verführerische Armida Lucie hielt jetzt einen Orlando in ihren Banden, dessen Bewerbungen sie lange Zeit Widerstand geleistet hatte, anfangs aus Liebe zu Saint-Just, dann aus berechneter Koketterie, die des vollen Sieges gewiß sein wollte.

Hérault de Sechelles war ein täglicher Gast im Hause der Frau von Saint-Amaranthe und oft versäumte sie Abends ihren Salon zu besuchen. Dieser hatte viel verloren von dem aristokratischen Parfum, der ihm früher eigen war; er war mehr

und mehr eine Spielhölle geworden, und sel
Furien wie Rosa Lacombe hatten sich in demselb
eingefunden. Lucie überließ die Leitung ihrem G
schäftsführer und gab sich ganz dem Rausche d
Leidenschaft hin, die der schönste Mann des Nationa
convents ihr eingeflößt hatte.

Oft sah sie einen kleineren Kreis von Gäste
bei sich zu Hause. Die Symposien im Spielsalo
hörten auf, sie wurden nach Passy verlegt. Ihr
Tochter und Henri von Sartines fehlten nicht i
dem erlesenen Kreise. Lucie hatte mit Freuden ihr
Zustimmung zu einer Ehe gegeben, die sie selbst
längst gewünscht hatte; nur theilte sie nicht di
royalistischen Gesinnungen des jungen Paares und
hatte Gelegenheit genug, es zur Vorsicht zu mahnen,
da Henri mit den Emigrirten in dauernder Be-
ziehung stand. Ihrer leichtfertigen Gesinnung war
die kurze Debütrolle Manons als Göttin, wie sie
es zu nennen pflegte, nur ein scherzhaftes Zwischen-
spiel; oft nannte sie Manon, wenn sie mit ihr un-
zufrieden war, spöttisch die erhabene Göttin oder

sie machte Anspielungen auf ihre göttliche Toilette. Dagegen hatte ihr die Begegnung der Tochter mit Saint-Just in der Sakristei viel zu denken gegeben; den Triumph Manons verschmerzte sie jetzt leichter, seitdem diese die Gattin von Sartines geworden. Es war ja doch eine eigene Art von Familienrache: die Tochter verschmähte den glühenden Liebhaber, der die glühende Liebe der Mutter verschmäht hatte. Jetzt war Saint-Just der furchtbare Feind des Hauses geworden. Unvergessen aber wahrte Lucie den Gedanken an die erlittene Schmach.

Es war an einem lauen, halb von Wolken verhängten Märzabend: ein paar schüchterne Sterne am Himmel, ein paar schüchterne Veilchen auf Erden.

Lucie trat mit Hérault aus dem Boudoir, dessen magische Lampe diesmal keiner Potiphar geleuchtet hatte, ins Freie; sie zog den Geliebten in die Laube, und indem sie ihn ans Herz schloß und mit Küssen bedeckte, sagte sie:

„Was haben wir Armen in der weiten We
als die Liebe des Mannes, dem wir uns hingegeb
haben? Doch Ihr seid Alle treulos und verlaßt un
und die Erinnerung an uns wird dann bleicher, imm
bleicher, wie der Mondschein auf Leichensteinen.“

Hérault war kein Freund empfindsamer Scenen
er zerpflückte einige den Blättern vorauseilend
Blüthen der Traueresche, die am Wege stand un
vermied es, eine Ansicht auszusprechen über das ver
fängliche Thema, das ihm so unbequem war, wi
es den meisten Männern zu sein pflegt.

„Wir bringen unserer Liebe die größten Opfer .
womit werden wir belohnt? In den schönen Zeiten
des Ritterthums durften die Damen ihre Ritter
den Muth und die Treue derselben auf schwere
Proben setzen. Sie waren glücklich, diese Schloß-
und Burgfräuleins; denn sie waren sicher der Liebe,
die solche Proben bestanden hatte.“

„Die Zeit der Zwerge und Riesen,“ versetzte
Hérault, „ist vorüber, seitdem die Welt aufgehört
hat, die Größe nach der Elle zu messen.“

„Es gab auch andere Abenteuer; auch unter den nicht ungestalteten Wesen gab es der Feinde genug, gegen welche ein Ritter die Dame seines Herzens schützen mußte; es gab Beleidiger, an denen er sie rächte. Und darin macht wohl das Kostüm der Zeiten keinen Unterschied: ein echter Ritter schützt auch heute die Geliebte."

„Gewiß," sagte Hérault, „es ist dies eine schöne Einleitung, bei der uns Kindern der neuen Zeit ganz sagenhaft alterthümlich zumuthe wird; man sieht die Zugbrücken aufgezogen und geharnischte Ritter mit eingelegten Lanzen herausstürmen; doch wir lieben in dieser athemlosen Zeit die langen Einleitungen nicht; wir sind daran gewöhnt, kurzen Prozeß zu machen. Darum, meine schöne Lucie, verstatte mir die Frage: hat Dich Jemand beleidigt?"

„Beleidigt . . tödtlich beleidigt!"

Jetzt regte sich in Hérault die ritterliche Ader. „Wer hat dies gewagt?" fragte er.

„Mein unversöhnlichster Feind, Saint-Just!"

„Du hast so oft das Lob dieses jungen Hel
gesungen . . ist die Liebe zum Haß geworden?‘

„Frage nicht; er hat mich beleidigt, wie ı
der Mann das Weib beleidigen kann; er dr
meiner Tochter, die seine Liebe zurückgewiesen h
den Untergang; schütze uns vor ihm, räche u
an ihm!“

Hérault de Sechelles war erwacht aus der süß
Lethargie, in welche seine Armida ihn eingewie
hatte. Seine regelmäßig schönen Züge, seine schlan
hohe Gestalt: alles verrieth den Ausdruck energisch
Thatkraft.

„Saint=Just!“ rief er; „immer find’ ich ihn a
meinem Wege. Wenn ich am grünen Tisch de
Wohlfahrtsausschusses neben ihm sitze, durchzuc
mich oft ein Gefühl des unüberwindlichsten Hasse
Nicht aus Eifersucht ist dieser Haß entstanden, s
hold Du ihm früher warst: ich bin unter einen
Stern geboren, der dem seinen feindlich ist.“

„Und doch wirkt Ihr gemeinsam im Ausschuß,
im Convent . .“

„Das ist der trügliche Schein: im Innern herrscht die bitterste Zwietracht. Schon grollen sie meinem Freunde Danton, dem Riesen der Revolution, und diese Zwerge wollen ihn mit ihrer Schleuder treffen. Wir sind Männer, die das volle Leben lieben, und nachdem die große Umwälzung den Sieg erfochten, wollen wir ihre Schrecken eindämmen. Dieser Robespierre und Saint-Just aber sind die eingefleischten Principienmänner, welche, hochgetragen von der Volksgunst, den Schrecken in Permanenz erklären wollen. Wer darf die Cirkel dieser systematischen Weisheit stören? Wie Ziffern auf der Rechentafel löscht dieser Robespierre Menschenleben aus, die nicht in seine Berechnungen passen, gleichgültig, ungerührt. Saint-Just aber ist längst zu einem Wahnsinnigen geworden, welchen grenzenloser Blutdurst erfüllt; unter den Daumschrauben seiner vernichtenden Logik hält er seine Opfer gefesselt; er freut sich an ihren Zuckungen. Mit der Guillotine durchreist er Frankreich. Die Heere jagt er ins Feuer, die Generale zittern vor ihm. Jetzt ist er

bei der Nordarmee; er rast gegen den Adel, ge(
die Priester. Alles Eigenthum wird konfiscirt;
wollte alle ci-devants beim Straßenbau beschäftig
Denkt er nicht an sich selbst, der Chevalier v
Saint-Just, wie ihn mein Freund Camille D(
moulins nennt in seinem Vieux Cordelier?"

„Und doch war er sanft und mild gesinnt, a
ich zuerst ihm begegnete."

„Der Taumel der Herrschaft hat ihn berausch
es ist Zeit, Frankreich aus den Klauen dies(
Wütheriche zu befreien."

„Frankreich . . immer Frankreich," sagte Luci
schmollend; „jetzt denke auch an Deine Liebe, a
mich . . räche mich an ihm, fordere ihn zum Kamp
heraus; so dienst Du auch Deinem Vaterlande; den
wenn Ihr zögert, kommt er Euch zuvor."

„Mein Blut geräth in Wallung, wenn ich
dieses gespreizten, hochmüthigen Jünglings gedenke;
er trägt sein Haupt auf den Schultern, wie das
heilige Sacrament, sagte Camille Desmoulins, sein
früherer Schulfreund, und ich selbst hörte die wuth-

schnaubende Erwiederung Saint-Just's, er werde Camille das seinige tragen lassen, wie es der heilige Dionysius trug. Und doch hat der alte Cordelier mit seiner schlagfertigen Feder das Bild dieses sinnlosen Despoten unnachahmlich aufs Papier geworfen. Das ist Saint-Just, der Erretter Frankreichs! Das ist dieser unreife junge Mann mit den Sätzen im Styl des Tacitus, zu denen die Guillotine das Punktum macht. Hoffährtig verachtet er uns Alle: denn er trägt ja den Plan des künftigen Frankreich fertig in seinem Kopfe".

Lucie erfreute sich im Stillen an dem Groll, welchen Hérault gegen ihren Feind hegte.

„Das sind Staatsmänner," sagte dieser mit verächtlichem Ton; „kein freier Blick, kein großer Zug ist ihnen eigen; es sind Pedanten, die ihre Paragraphen ins Leben rufen wollen, besonders dieser Saint-Just mit den Utopien, die er aus dem Aermel schüttelt; mit dem Guillotinenmesser und der Hirtenflöte zugleich ausgerüstet, läßt er Alle köpfen, die nicht an sein Arkadien glauben wollen! Er ist das

verkörperte böse Gewissen und der rechte
Robespierre's; wo dieser fürchtet, klagt er an;
dieser verurtheilt, schlägt er zu Boden; seine Re
sind wie das Geheul der Hyäne, die um die Wa
feuer schleicht und dann ihr Opfer würgt."

Hérault, der nicht zu den leidenschaftlic
Naturen gehörte, hatte sich ins Feuer gesproch
eine edle Röthe färbte seine Wangen.

„Nieder mit ihnen! Der Löwe war erwac
der erste Sprung des erwachten Löwen auf sei
Gegner war ein schrecklicher. An den Namen Da
tons knüpft sich dieser Löwensprung. Jetzt ab
wollen wir die Revolution aus diesen blutig
Gleisen herausziehen. Danton ist ein Staatsman
wir alle, seine Freunde, sind der einförmig
Schlächtereien müde, müde aller dieser Unmöglic
keiten, welche die Pedanten in ein System gebrac
und womit sie das Volk verblenden. Die Gräu
müssen enden, gemäßigte Staatsweisheit im Inner
walten, nach außen die gesammelte Volkskraft di
Feinde niederschlagen. Männer müssen ans Rude

kommen, welche verwalten und regieren können, ohne den Henker zu Hülfe zu rufen."

In der That, es war ein stolzes Selbstgefühl Héraults, das sich in diesen Worten aussprach. Aus einer Familie der Robe hervorgegangen, war er selbst einer der fähigsten Juristen gewesen; er wußte zu repräsentiren wie wenige, mit Adel und Würde; er sah in Robespierre und Saint-Just nur Winkeladvokaten, die sich auf einmal des großen Prozesses der Revolution bemächtigt hatten. Was ihn in den Schatten stellte, war nur seine innere Vornehmheit; er wollte sich nicht vordrängen mit denen, die er verachtete; er wartete auf eine Wendung der hochgehenden Fluth und vergaß, wie der gewaltige Danton, daß der Wartende in solchen Epochen beiseite geschoben, an die Mauer gedrängt und von der sich stauenden Fluth der Massen erdrückt wird. Er wäre in ruhiger Zeit ein hervorragender Staatsmann geworden; in der Revolution spielte er nur eine halbe Rolle, der Maßvolle in maßloser Zeit, und mußte doch die ganze Verant-

wortung übernehmen für vieles, was er m
billigte.

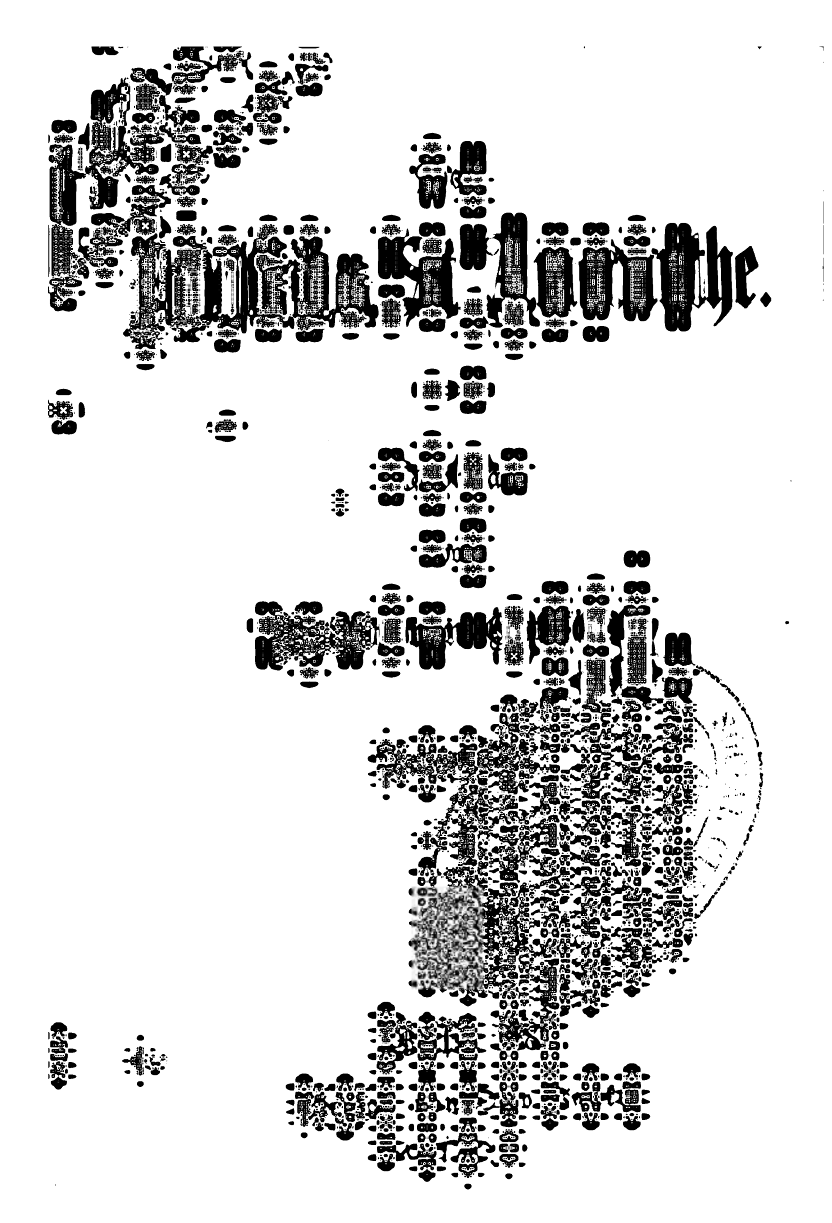
Mit Genugthuung erkannte Lucie, daß sie
den besten Anwalt gewählt hatte; in dem A
schwung des Zornes war der oft lässige Ausdr
verschwunden, das Einzige, was die Schönh
Hérault's beeinträchtigte. Diese Lässigkeit war ni
Mangel an Energie; es war die Abspannung d
Wartens, das Mißvergnügen darüber, daß er
innere Kraft nicht zur Geltung bringen konnte, d
Versinken in den Traumschlaf üppiger Genüsse, u
auch Danton in den Armen seiner jungen Fr
seinen hohen Beruf vergaß und seinen Mißmuth
betäuben suchte. Lucie war entzückt von dem Au
schwung, der Héraults ganzes Wesen hob und d
Adel seiner männlichen Schönheit in vollstes Lic
setzte; von Liebesgluth ergriffen, schmiegte sie si
an ihn.

„Und Du wirst Saint-Just stürzen?“ sagte si

„Stürzen kann ich ihn nur mit seiner ganze
Partei. Dazu reicht meine Kraft nicht aus; das ve

mag ich nur im Bunde mit Danton, und noch weiß ich nicht, wann der Löwe wieder seine Mähne schütteln wird; aber rächen werd' ich Dich an ihm; Mann gegen Mann will ich ihm gegenübertreten, ihn herausfordern . . so tief haben wir beide unseren Adelsbrief nicht vergraben, daß das ritterliche Blut ganz in uns verstummt wäre. Er hat Dich beleidigt . . er soll dafür büßen."

„Ich danke Dir dafür," sagte Lucie, indem sie den schlanken hohen Mann ans Herz schloß, und als er sich zum Scheiden wandte, entließ sie ihn mit einem glühenden Kuß. In ihrer Genugthuung und Freude darüber, daß endlich die schwere Kränkung, welche Saint-Just ihr angethan, Sühne finden werde, dachte sie nicht daran, daß dem Geliebten Gefahr drohen könnte. Hatte ihr Hérault ein solches Gefühl von Sicherheit und Siegesgewißheit eingeflößt oder hatte das Herz Nichts mit einer Liebe zu thun, welche nur durch den Rausch des Augenblicks beglückt wurde?



Erstes Kapitel.

Hérault de Sechelles.

Die Villa von Passy war inzwischen ein neues Asyl der Liebe geworden; die verführerische Armida Lucie hielt jetzt einen Orlando in ihren Banden, dessen Bewerbungen sie lange Zeit Widerstand geleistet hatte, anfangs aus Liebe zu Saint-Just, dann aus berechneter Koketterie, die des vollen Sieges gewiß sein wollte.

Hérault de Sechelles war ein täglicher Gast im Hause der Frau von Saint-Amaranthe und oft versäumte sie Abends ihren Salon zu besuchen. Dieser hatte viel verloren von dem aristokratischen Parfum, der ihm früher eigen war; er war mehr

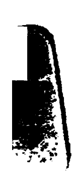
fanden nichts Strafbares darin, daß ich meiner Tochter selbst wider ihren Willen eine so hohe Ehre hatte zuwenden wollen. Ich wurde freigesprochen."

„Milde Richter . . das sind weiße Raben in unserer Epoche."

„Sie verdammen und sprechen frei, wie es gerade in der Luft liegt! Jeder Tag hat ein neues Gesetz; die Meinungen wechseln wie die Moden und mit den Meinungen die Urtheilssprüche; was nicht wechselt und sich nicht wandelt, ist nur der Tod, den sie verhängen. Uebertreibungen knüpften sich an den neuen Cultus, die Verblendung derjenigen, welche nur dem Taumel der Gegenwart huldigen und nicht den heiligen Glauben an die Zukunft der geistig befreiten Menschheit in der Brust tragen."

Lucie konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken.

„Steht die Kanzel so dicht beim Spieltisch? Hat auch die Vernunft ihre Prediger? Ich glaube,



Du hast aus Verzweiflung einmal den lieben Gott auf eine Karte gesetzt und das Spiel verloren. Nimm mir's nicht übel; aber wenn ich den salbungsvollen Ton höre, mit dem Du diese Maillard, diese Momoro, diese ins Göttliche übersetzten Mädchen und Frauen von zweifelhaftem Ruf verherrlichst, so hoff' ich, daß mein Spielsalon sich auch noch einmal in eine Seitenkapelle eurer Kirche verwandeln wird. Früher wurden die Wüstlinge fromm und kehrten zur Kirche zurück: jetzt bauen sie sich eine eigene Kirche und machen aus ihren Orgien einen Gottesdienst. Schüttle nicht mit dem Kopfe! Du warst ein Wüstling, lieber Mann, einer von den Schlimmsten, und das soll ja ein caracter indelebilis sein, auch wenn man keine Tonsur auf dem Scheitel trägt."

„Ich schüttle den Kopf nur über die Verkehrtheit Deiner Meinungen: alles Höhere liegt euch Frauen fern. Ihr habt keine anderen Fühlfäden für die Welt als die Sinne; das Reich der Ideen ist euch verschlossen."

„Und doch stellt ihr das Weib auf den Altar!"

„Wir wollen hierüber nicht streiten; genug davon! Die Apostel des höchsten Wesens haben den Sieg über uns davongetragen. Sie ließen den Cultus austoben und freuten sich seiner Verwilderung: dann traten Robespierre und Saint-Just auf und schleuderten wilde Anklagen gegen uns als Volksverführer, die im Dienst der Fremden stehen. Einige reiche Bankiers, die sich für die neue Religion nicht begeisterten, aber sie ganz appetitlich fanden zum Nachtisch, Geldmänner deutschen und spanischen Ursprungs und Namens, der Baron Clootz, der Apostel des Menschengeschlechtes, der ein Preuße und ein steinreicher Mann ist, gaben den willkommenen Anlaß zu solchen Anklagen. Clootz wurde aus dem Jacobinerklub ausgestoßen; es waren die Vorzeichen des Unwetters. Den Donnerkeil schwang Saint-Just; er bezeichnete uns als Volksverführer und Vaterlandsverräther; Clootz, Hébert, Chaumette wurden ver-

haftet. Auch nach mir fahndete man: ich erfuhr's zur rechten Zeit und entfloh.

„Doch Saint-Just hat Gesetze im Convent durchgesetzt, die jedes Mitleid lähmen. Der Flüchtige nicht nur wird in Acht und Bann gethan: wer ihn verbirgt, verfällt der gleichen Strafe. Alle Freunde wiesen mir die Thüre: ich stieg hinunter in die Katakomben und weilte dort bei den Gebeinen jener unterirdischen Todtenstadt, zu welcher die Stadt der Lebenden ja immer wieder herabsinkt. Doch Hunger und Verzweiflung trieben mich an das Tageslicht hervor; ich verbarg mich in der Dämmerung des Gehölzes von Boulogne. Doch auch hier aufgescheucht flüchte ich nach Passy; ich denke an Dich, meine letzte Rettung . . und Du hast mein Vertrauen nicht getäuscht. Ich danke Dir, Lucie . . so sind wir wieder unter einem Dache."

„Ich kann nicht sagen," versetzte Lucie, „daß mir dies ein besonderes Behagen oder Dir große Sicherheit gewährt. Mein Haus ist kein einsames

Asyl; es ist ein Mittelpunkt gesellschaftlichen Verkehrs geworden; ich kann nicht jeden Besucher nach seiner politischen Meinung, seiner Parteistellung fragen. Eben erst verließ mich ein Mann der revolutionären Regierung. Alles bis auf meine Zofe, die Dich glücklicherweise nicht kommen sah, kann Dich hier verrathen."

„Und Du hast keinen sicheren Versteck?"

„Du mußt zunächst im Keller verborgen bleiben; ich allein werde für Dich sorgen und Dir einen Wink ertheilen, wenn Du ohne Gefahr zu mir heraufkommen kannst. Vielleicht gelingt es mir später, Dir bei irgend einem Freunde einen sicheren Gewahrsam zu verschaffen, bei einem der Machthaber, bei dem Dich Niemand sucht."

„Und unsere Tochter . ."

„Zürnt Dir mit Recht, und sie wird sich nicht darnach sehnen, Dich wiederzusehen."

„Wozu klammert man sich so ängstlich an das nackte Leben? Das meine ist mir werthlos geworden, seitdem meine schönsten Pläne gescheitert sind. Die

Unvernunft triumphirt; die Staatsgewalt huldigt wieder dem blinden Glauben; die Vertreter des freien Gedankens sind dem Tod geweiht. Die Inquisition ist unsterblich, ob sie sich mit dem Namen Loyola oder Robespierre schmückt. Nicht lange wird es mir gelingen, den Händen der Tyrannen zu entfliehen."

Die Blicke Caillots starrten ins Blaue; er sprach mit dem dumpfen Ton einer Entsagung, die mit dem Leben abgeschlossen hat. Er gab Lucien die Hand; kein Erinnern an alte Zeiten und schöne Stunden lag in diesem Händedruck.

Und doch, als er sich der Thür zuwandte, blitzte auf einmal ein solches Erinnern in ihm auf. Er drehte sich plötzlich um, und jetzt ruhten seine Blicke auf der schönen üppigen Gestalt. Lucie war ja noch schön; die Jahre schienen spurlos an ihr vorübergegangen zu sein; in ihren Augen war noch das Feuer der Leidenschaft, das plötzlich auch in dem wüsten Cyklopen aufflammte.

„Ich habe Dir gedankt," sagte er, „und ich

wiederhole meinen Dank. Im Grunde aber hast Du nur Deine Pflicht gethan; denn wir wollen beide nicht vergessen, daß Du noch mein Weib bist."

Bei diesen Worten fuhr Lucie auf; sie hatte es nur zu sehr vergessen und wollte nicht daran erinnert sein. Durfte dieser Mann, der sie so treulos verlassen, noch einen Anspruch, ein Recht geltend machen?

Sie konnte ihm nichts mehr erwiedern; denn Caillot war bereits in seinen Kellerverschlag zurückgekehrt. Ihr aber war plötzlich unheimlich zu Muthe, als wenn sie über einer Pulvermine wohnte, die sie in die Luft zu sprengen drohte.

Zweites Kapitel.

Im Wohlfahrtsausschuß.

Seitdem am 10. August das Schloß der Ludwige dem Sturme des Volkes erlegen war, hatte hier die Revolution ihren Sitz aufgeschlagen. Hier tagte der Convent, und in den Prachtsalons des gestürzten Königthums versammelte sich der Wohlfahrtsausschuß, die höchste leitende Behörde, die Diktatur und der Schrecken Frankreichs.

Wenn die Geister der Bourbons noch durch die Räume der Tuilerien wandelten, so mußten sie sich mit Abscheu von den Nachfolgern abwenden, welche ihre höchste Macht an sich gerissen und sich

in dieselbe theilten. Diese Advokaten, wie der gallsüchtige Billaud-Varennes, wie Barère, der Anakreon der Guillotine, der vielzüngige, gewandte Berichterstatter, wie der fanatische Maximilian Robespierre, die Sturmglocke der Jakobiner, während im Convent, wo es die großen Entscheidungen galt, Saint-Just seine rhetorischen Bajonettattaken machte; der lahme Couthon, dann ein durchgefallener Schauspieler wie Collot d'Herbois: welche Gestalten, welche Gesichter in den Räumen, wo einst der liliengeschmückte Thronhimmel der Bourbons sich erhoben hatte! Machthaber, die aus dem Volk, ja aus der Hefe desselben emporgestiegen waren zur Herrschaft über Frankreich. Denn diese lag in den Händen des Ausschusses, der allmälig eine Pyramide zu bilden anfing, deren Spitze von dem Triumvirat: Robespierre, Saint-Just und Couthon eingenommen wurde. Noch konnte zwar ein Mann das Gewicht seines Namens in die Wagschale werfen, eines Namens, der jene drei Männer aufwog: es war Danton; doch dieser hatte sich von allen Staats-

händeln zurückgezogen und lebte nur der Liebe in den Armen seiner jungen Frau, in Arcis-sur-Aube. Von seinen Anhängern war im Ausschuß nur ein einziger, Hérault de Sechelles, der in ritterlichem Sinne die Intriguen seiner Gegner verschmähte, doch dafür als das erste Opfer ausersehen war für eine Politik, welche seinen großen Freund niederschmettern sollte.

Am grünen Tische des Ausschusses saß Carnot, der energische Leiter des Kriegswesens, der sich wenig um den Kampf der Parteien kümmerte: er hatte eine Karte der nördlichen Departements vor sich und zeigte mit dem Finger die Stellung der Invasionsarmee einem jungen Deputirten, der im vollen Kriegsschmuck der Abgesandten des Convents bei den Heeren erschien; denn Saint-Just kam nur auf kurze Zeit zu wichtigeren Berathungen nach Paris; es war seines Amtes, die rücksichtslose Energie der Regierung bei den Heeren zu vertreten. Ueber den Angriffsplan waren Carnot und Saint-Just verschiedener Meinung; der eigensinnige Fachmann

hielt die seinige mit Eifer aufrecht; Saint-Just, nicht minder eigensinnig, gab diesmal lächelnd nach: er wußte, daß er im Felde selbst doch seinen Willen durchsetzen und die Generale zwingen werde, ihm zu gehorchen. Im Uebrigen hegte er ein Gefühl von Achtung gegen den unbeugsamen Carnot und dessen strategische Einsicht.

Allmälig füllte sich der Salon des Wohlfahrts-ausschusses. Barère kam müde von durchzechter Nacht von seiner Villa zu Clichy. Die Küsse der reizenden Démabis brannten noch auf seinen Lippen; aber er hatte zuviel Delikatessen geschlürft, zuviel Champagner getrunken und befand sich in einer Stimmung, in welcher die ganze Welt in aschgrauen Farben erscheint; der Anakreon der Guillotine hatte heute keine Kränze zur Hand, um sie zu schmücken; er setzte sich verdrossen und schweigend in einen Stuhl und blickte gähnend durch das Fenster auf die Wipfel des Tuileriengartens. Ein anderer Schweiger saß neben ihm, Billaud-Varennes, einer jener geborenen Giftpilze voll Neid und Groll

und gallsüchtiger Launen, feindselig gegen alle Welt und lauernd auf die Gelegenheit, auch an seinen Kollegen seinen Haß auszulassen. Eben trat Collot d'Herbois ein.

„Da kommt der Phrasenheld," sagte Billaud zu Barère, ärgerlich über die Triumphe, die Collot d'Herbois in den Klubs feierte; „gestern Abend hat er wieder bei den Jakobinern gesprochen und den nöthigen Applaus davongetragen; er kann nicht leben ohne Applaus."

„Der Schauspieler steckt ihm noch im Blut," flüsterte Barère; „die Démabis kannte ihn; er war ein schlechter Komödiant."

Doch Collot d'Herbois hatte in seinem Auftreten und Wesen etwas vom großen Künstler; er war selbstgewiß, ruhmestrunken; wie ein ecce homo stand es auf seiner Stirn geschrieben; es ging gleichsam ein Brausen vor ihm her; er kam mit wehendem, flatterndem Mantel, immer im Wirbelwind der Leidenschaft. Er hatte eine Ader des gekrönten Komödianten Nero, und gegen den Brand Roms

konnte er die Zerstörung Lyons in die Wagschale werfen; er war ein Tyrann, der sich gern in theatralischer Attitüde zeigte. Und er hatte in der That auch noch andere Königsrollen auf dem Repertoire, das er in dieser furchtbaren Zeit abspielte. Karl IX. hatte in der Bartholomäusnacht im Louvre auf die Flüchtlinge geschossen. Collot ahmte diesem Vorbild nach, und als Hunderte der aufrührerischen Bürger Lyons auf der Promenade zusammengetrieben worden waren, um durch Gewehrsalven und Kanonen niedergeschossen zu werden, und als einer der jakobinischen Nationalgarde aus Mitleid mit abgewandtem Gesicht feuerte, entriß ihm Collot die Muskete und legte sie selbst auf das ausgewählte Opfer an mit den Worten: „So muß ein Republikaner feuern!"

Ein Komödiant . . aber ein furchtbarer, ein Städtezertrümmerer, wie Demetrius. Er trat alsbald zu den Schweigsamen und erzählte mit lebhaftem Mienen- und Geberdenspiel:

„Von den Jakobinern ging ich gestern noch

zu den Cordeliers und habe den Einfluß der wilden Epauletiers, dieser zu weit gehenden Armee des Aufruhrs, dort glänzend aus dem Felde geschlagen. Hatten sie doch schon die Tafel der Menschenrechte mit schwarzem Flor verhängt: es waren Anhänger der wilden Orgien des Vernunftdienstes . . ich sprach . . . und sie rissen den Flor wieder herunter und versicherten, daß sie stets mit dem Convent und den Jakobinern gleiche Gesinnung hegen würden."

„Das ist der einzige Trauerflor," meinte Barère, „den Bürger Collot heruntergeredet hat; sonst weiß Lyon davon zu erzählen, wie viel tausende durch ihn nöthig geworden sind: die letzte Rettung für die Seidenindustrie der rebellischen Rhonestadt."

Die Unterhaltung wurde unterbrochen durch das Eintreten des lahmen Couthon, der, auf seine Krücken gestützt, hereinhinkte und den Kollegen einen „guten Morgen" wünschte, mit demselben herzlichen Ton, mit dem er schon vor Collot als erster Abgesandter des Convents in Lyon, in einem

Stuhl herumgetragen, an die Häuser der Aristokraten klopfend, ausgerufen hatte: „Das Gesetz trifft Dich; reißt das Haus nieder!"

Er hatte ein patriarchalisches Wesen, der gute Couthon, etwas Herzliches und Biederes, und so grüßte er auch seine Kollegen mit vieler Herzlichkeit und ließ sich mit ihrer Hilfe in einen Stuhl nieder, an den er seine Krücken lehnte.

Nun trat Hérault de Sechelles ein mit flüchtigem Gruß; man sah es ihm an, daß er sich an diesem grünen Tische nicht mehr heimisch fühlte; er war der einzige Anhänger Dantons im Ausschuß.

Auf dem Tische lag die neueste Nummer von Camille Desmoulins' Vieux Cordelier. Man schien eine Kritik dieser Nummer bis auf die Ankunft Héraults aufgeschoben zu haben, um ihn zugleich mit seinem Freunde Camille zu treffen.

„Man sollte," begann Barère, „alle Journale unterdrücken. Ein einziges Blatt unter der unmittelbaren Leitung des Wohlfahrtsausschusses würde genügen, um die öffentliche Meinung zu beherrschen.

Lest nur, was Camille Desmoulins wieder für Pfeile gegen uns geschleudert hat. Witz und Esprit .. das sind keine Waffen in einer so ernsten Zeit."

„Der gute Desmoulins kennt das Alterthum," sagte Billaud, „aus dem er hundert Beispiele entlehnt; aber die Gegenwart kennt er nicht . . und das wird sein Verderben sein."

„Er klagt Dich mönchischer Härte und Gefühllosigkeit an," versetzte Barère; „Dich nennt er wenigstens noch einen gradlinigen Revolutionär; mir aber wirft er lauter Inkonsequenzen vor und meint wahrscheinlich, daß ich ein Revolutionär sei, der sich im Zickzack bewege."

„Den Vorwurf soll er mir nicht machen," sagte Saint-Just, „ich werde gerade auf ihn losgehen und ihn zu Boden werfen."

„Robespierre ist zu gutmüthig gegen ihn," meinte Couthon, „es ist freilich ein Schulfreund, der auf denselben Bänken gesessen hat; doch Desmoulins mißbraucht unsere Nachsicht."

„Er ist ein unangenehmer Kritiker," sagte Collot, der sich an frühere unangenehme Kritiken erinnerte; „und wir haben es nicht nöthig, uns schulmeistern zu lassen."

Da trat Hérault de Sechelles für den Freund ein. Er hatte in letzter Zeit selten im Ausschuß das Wort ergriffen; doch wenn er sprach, fand er immer Gehör. Seinen Worten war das Siegel eines überlegenen Geistes aufgeprägt, was viele seiner Kollegen mit innerer Demüthigung empfanden; er, der geistige Urheber der republikanischen Verfassung, aus dessen Feder ihre Urkunden geflossen, hatte eine Stimme von Gewicht, wenn er seine Ansichten einmal mit Entschiedenheit geltend machte.

„Was," rief er aus, „soll der Ruhm unseres schönen Frankreichs zu Grabe getragen werden? Soll es für ein Verbrechen gelten, ein Nachfolger von Voltaire zu sein? Soll unser Land keinen Aristophanes mehr haben? Sind wir nicht stark genug, um geistreichen Spott zu ertragen? Hat Camille nicht Recht, uns die Republik von Athen

als ein Muster hinzustellen? Ist der Geist der Franzosen nicht dem liebenswürdigen attischen Genius, seiner Freiheit und Feinheit verwandt? Ist man ein Aristokrat und Sardanapal, wenn man den heiteren Genuß des Lebens liebt?"

Saint-Just, der Camille tödtlich haßte, bezwang sich jetzt kaum; doch noch kam er nicht zu Wort; denn Hérault, der die Nummer des Vieux Cordelier in die Hand genommen hatte, fuhr fort:

„Und wenn auch die Vergleiche, welche Camille zwischen unseren Zuständen und denjenigen der römischen Kaiserzeit zieht, noch nicht zutreffend sind: wollen wir die Wirkung mißachten, die darin liegt? Wir sind keine Cäsaren und Camille kein Tacitus; doch er mahnt uns, nicht auf Abwege zu gerathen, die uns dem Griffel eines künftigen Tacitus preisgeben würden. Was war nicht alles Hochverrath in jener Zeit? Es war Hochverrath, Brutus und Cassius die letzten Römer zu nennen, Aufwand zu machen, sich über die Zeiten zu beklagen, den traurigen

Tod eines Sohnes zu beweinen, nicht zu dem göttlichen Caligula zu beten; es war ein Verbrechen, daß Petorius von Claudius geträumt hatte. Verdächtig waren Diejenigen, welche sich der Liebe des Volkes erfreuten, denn sie konnten Nebenbuhler des Fürsten werden und einen Bürgerkrieg entzünden; verdächtig Diejenigen, die sich zu Hause hielten, denn sie wollten Aufsehen erregen, die Reichen, denn sie konnten das Volk durch Geschenke bestechen, die Armen, denn Niemand ist so verwegen, als wer Nichts hat. Das erzählt Tacitus, das wiederholt Camille. Er warnt uns . . und in der That, wir sind an der äußersten Grenze angekommen, die wir nicht überschreiten dürfen, um nicht einem Tacitus zu verfallen."

„Das ist die Sprache feiger Mäßigung," brach Saint-Just los, „doch wir werden den geraden Weg gehn, der zum Ziele führt, und die Gemäßigten zu Paaren treiben, wie wir's mit den Maßlosen gethan. Die Sprache dieses Desmoulins ist den Feinden unserer Republik ein Labsal: doch

dieser Saal sollte erröthen, daß ein Pamphletist, der mit seiner reichen Frau und mit seinem reichen Geist doppelten Luxus treibt und wie ein Knabe mit dem Feuer spielt, hier einen Vertheidiger findet."

Hérault fuhr auf . . da zeigte sich plötzlich am Tisch eine Gestalt, welche den Streitenden Schweigen auferlegte; es war ein Kopf mit wohlgepuderten Taubenflügeln, mit Zügen, die ins Grünliche spielten, wie diejenigen Billauds ins Gelbliche. Fein und sauber waren Rock und Weste, und im obersten Knopfloch des Rockes steckte ein Veilchen.

Maximilian Robespierre war, wie es seine Art war, leise hereingetreten, unbemerkt von Allen und stand jetzt mitten unter ihnen. Es war das Zeichen, daß die Stunde der Geschäfte geschlagen hatte und alle Privatgespräche schwiegen.

Was an diesem grünen Tisch beschlossen wurde: das entschied über die Geschicke Frankreichs und Europas, das mit allen seinen Heeren vergeblich gegen die junge Republik kämpfte. Saint-Just be-

richtete über die Thaten und Siege der Nordarmee, an denen er sich nicht geringen Antheil zuschrieb.

„Es war eine Thorheit,“ sagte Hérault, „daß Saint-Just zweimal unser Heer, trotz des Widerspruchs der Generale, über die Sambre jagte. Eine doppelte Niederlage war die Folge.“

„Das Schlachtenglück ist wechselnd, mein Plan aber war richtig,“ sagte Saint-Just mit einer von Zorn erstickten Stimme, während Carnot mit feinem Lächeln auf das Papier, das vor ihm lag, einige Fragezeichen heftete.

Ueber die Noth des Volkes, das Maximum, das auf immer neue Gegenstände des Bedarfs angewendet wurde, ging die Debatte hin und her; dann erhob sich Robespierre, der für das sturmbewegte Schiff der Revolution stets den Anker der ewigen Ideen, der großen Principien zur Hand hatte; über die Noth des Tages hinaus erhob er den Blick zu den Leitsternen, auf die einst Rousseaus prophetisches Auge geblickt, seine Hand hingewiesen hatte, und dann mit diesem Maß wurden von dem

obersten Machthaber des Convents die Parteien gemessen: wehe, wenn sie zu gering befunden wurden. Dann winkt der Prophet . . und die Würgengel der Vernichtung fassen sie.

Robespierre war bereit, dem Ausschuß die Rede mitzutheilen, die er im Convent halten wollte über die Stellung der Parteien.

Wie er so dastand, das Manuskript in der Hand, das er mit Hilfe seiner Augengläser entzifferte: war dies der Gewaltige, mit dem Blitze der Rede, vor dem Frankreich zitterte? Was er las, war ja eine Abhandlung, ein Aufsatz, wie ihn ein Professor seinen Hörern vortragen mochte, eine Bildergallerie, in welcher lauter allegorische Figuren, von den Wänden losgelöst, umherspazierten, eine Symphonie mit pastoraler Färbung, voll sanfter Akkorde, die durch das Ohr zum Herzen drangen.

Doch nicht auf seinen Vortrag paßte dies Bild; er war trocken, fast heiser; aber er hob den Zusammenhang scharf hervor, höchlich erfreut über die Symmetrie seiner Gedankengänge, und betonte

die Gegensätze, die er so glücklich herausgearbeitet und gegenübergestellt, mit triumphirender Selbstgefälligkeit, wie ein Spieler die stechenden Trümpfe mit besonderem Feuer auf den Tisch wirft oder ein Dichter sich behaglich wiegt bei dem Vortrag seiner schönen und seltenen Reime. Welche saubere, geschmackvolle Stylübung mit ihren harmlosen Allgemeinheiten! Doch der Mann, der sie vorliest, der Mann mit dem Veilchen und dem Augenglas, ist Maximilian Robespierre, in welchem die Fremden bereits den Diktator Frankreichs sehen, und der Ort, wo er sie vorliest, ist der Saal des Wohlfahrtsausschusses, wo die gefürchtetsten Blutmänner zusammensitzen.

Und nun kommt die Nutzanwendung . . seine Stimme wird heiserer, fast krächzend; es weht wie ein Gifthauch aus seinen Worten. Die Begriffe steigen herunter von ihren Piedestalen; sie gewinnen Fleisch und Blut, Namen und Köpfe . . und über diesen Köpfen hängt auf einmal das Messer der Guillotine.

„Der demokratische Staat,“ sagte Robespierre, „hat keinen anderen Grundsatz als die Tugend, und das Mittel, mit dem er bei seiner Begründung sie durchführt, ist der Schrecken. Wir wollen in unserem Vaterlande die Sittlichkeit statt der Selbstsucht, die Ehrlichkeit statt der Ehre, Grundsätze statt der Gebräuche, die Pflicht statt der Wohlanständigkeit, das Reich der Vernunft statt der Herrschaft der Mode, die Verachtung des Lasters statt der Verachtung des Unglücks, den Stolz statt des Uebermuthes, die Seelengröße statt der Eitelkeit, die Liebe zum Ruhm statt der Liebe zum Gelde, die ehrlichen Leute statt der guten Gesellschaft, das Verdienst statt der Ränke, den großen Geist statt des schönen Geistes, die Wahrheit statt des Ansehens, den Reiz des Glückes statt des Ekels der Wollust, die Größe des Mannes statt der Kleinheit der Großen, ein großmüthiges, glückliches, mächtiges Volk statt eines liebenswürdigen, leichtsinnigen, armen Volkes, kurz alle Tugenden und alle Wunder der Frei-

heit statt aller Laster und aller Lächerlichkeiten der Monarchie."

Barère zählte mit feinem Lächeln, ganz unmerklich, nur dem nüchternen Carnot mit den Augen winkend, mit den Fingern die Zahl dieser oratorischen Gegensätze auf, welche Robespierre mit einer selbst einen Cicero beschämenden Fülle aufmarschiren ließ. Collot d'Herbois aber zuckte leise mit den Achseln über diese Vignetten zu Moralkapiteln; er wußte ganz anders zu sprechen; nicht Schatten von Begriffen, lebendige Bilder drängten sich in seinen Reden. Er vertrat das Theater, welches auf die Kanzel mit Bedauern herabsieht.

Bald aber fand der allegorische Maskenscherz sein Ende: Robespierre bezeichnete verständlich genug die beiden Parteien, welche dem Vaterlande Gefahr drohten. Die eine, die exaltirte, die Priester und Narren der Vernunft, hatten bereits die schwere Hand des Ausschußes gefühlt; die andern aber, schwach und verdorben, beklagen feig die nothwendigen Opfer, geben sich der Schwäche, dem

Mitleiden hin, sind gefällig zur Unzeit und bestechlich. Das galt Danton und seinen Freunden; es war die erste, noch schüchterne Kriegserklärung. Die Blicke Barère's ruhten auf Hérault de Sechelles; doch dieser zuckte nicht mit den Wimpern, sondern chnitt sich eine Feder zurecht, deren Proben auf dem Papiere durchaus nicht seinen Wünschen entsprachen.

Jetzt ergriff Saint-Just das Wort; karg und knapp in seiner Redeweise, hatte er doch warmes Lob für seinen Herrn und Meister.

„Wie treffend hat Robespierre die beiden Parteien bezeichnet; die eine will die Freiheit zu einer Bacchantin, die andere sie zu einer Dirne machen. Gebt Acht auf die vaterlandsmörderische Mäßigung! Wir bedürfen der Energie; statt dessen bietet man uns den Wahnsinn und die Schwäche. Hinter beiden stehen die Fremden, die Feinde des Landes; ich trage darauf an, daß der Ausschuß die Rede Robespierre's billige und zu der seinigen mache.“

Der Antrag wurde von allen außer von Hérault de Sechelles angenommen. Dieser schwieg und spritzte nur ungeduldig die widerspänstige Feder aus. Jetzt brachte Saint-Just, der Gesetzentwürfe aus dem Aermel schüttelte, alle knapp und scharf gefaßt wie Parolebefehle, ein neues Gesetz in Vorschlag: alle Feinde der Revolution sollten bis zum Frieden eingesperrt, dann auf ewig verbannt, ihre eingezogenen Güter aber unter die bedürftigen Freiheitsmänner nach den von den Gemeinden aufgestellten Listen vertheilt werden.

Saint-Just sprach mit der Energie eines Gesellschaftsretters; es war eine Ader der Gracchen in ihm; er und er allein hatte ein fertiges Utopien im Kopf, das er ins Leben rufen wollte. Diese agrarischen Gesetze sollten den Weg dazu bahnen.

„Das Eigenthum der Patrioten," rief er aus, „ist heilig; aber die Güter der Verschwörer sind da für alle Unglücklichen. Die Unglücklichen sind die Mächtigen der Erde. Sie haben das Recht, als

Herren zu sprechen zu den Regierungen, die sie vernachlässigen."

Alle schwiegen, nur Hérault protestirte gegen das neue räuberische Gesetz. „Wir dürfen nur die That rächen, nicht die Meinung: sonst gerathen wir in das Fahrwasser der Cäsaren. Nicht die alten Adelsrechte können den Ausschlag geben; vergißt der Chevalier von Saint-Just seinen Adel? Ich berufe mich auf den meinigen; auch nicht die Gesinnung allein entscheidet, die dem Gang der Dinge abgeneigt ist. Nur gegen die Intriguen und die That wollen wir kämpfen, doch dann rücksichtslos auch die Gegner der Mittel berauben, die ihnen Macht und Ansehen verleihen".

„Bis in unsern Rath," fuhr Saint-Just auf, „ist die feige Mäßigung gedrungen. Diejenigen, welche Freiheit für die Aristokraten verlangen, wollen nicht die Republik und fürchten für sich selbst. Verrath ist das Mitleid, das man dem Verbrechen schenkt in einer Republik, die nur auf der Unbeugsamkeit beruht; wir haben nicht das Recht, mild

zu sein gegen den Verrath, denn nicht für uns arbeiten wir, sondern für das Volk. Die Revolutionaire springen aber von Schwäche zur Verwegenheit über und von Verbrechen zur Tugend; es gilt einen langen Krieg gegen alle Anmaßungen, und da das Interesse der Menschen unbesiegbar ist, so kann die Freiheit eines Volkes nur durch das Schwert begründet werden. Wagen wir's, das ist das große Wort! Vernichten wir die Rebellen, und wie in Erz gegossen erhebe sich das Standbild der Freiheit!"

Der Vorschlag Saint-Just's wurde gegen Héraults Stimme angenommen; er hatte selbst etwas vou einem aus dem Gluthstrom auftauchenden Erzbild. Sein Auge blitzte, sein Wort war ein schneidendes Schwert. Er hatte den Glauben an eine Zukunft der Menschheit, wie irgend ein Schwärmer für das tausendjährige Reich. In ruhigen Zeiten würde man diese scharfgeschliffenen Sentenzen von wunderbarer Schlagkraft für Paradoxen gehalten haben. Diese Zeit aber war so

parador, daß sie eine mit blutigen Schrecken durchgeführte Wahrheit wurden; man hätte vielleicht diese Reden wie Ergüsse eines unreifen Schülers belächelt; aber dieser unreife Schüler war der Meister Frankreichs, und jedes seiner vermessen hingeschleuderten Worte machte tausend Opfer in allen Kerkern erzittern; denn es raubte ihnen die letzte Hoffnung auf eine Wendung des Regiments zur Milde.

Nie hatte öffentliche Tugend einen begeisterteren Anwalt, nie der Schrecken einen wilderen Apostel gefunden. Doch tief in den unergründlichen Falten des Herzens lag neben der Tugend des Patrioten das Laster des Menschen wie die Schlange neben dem Löwen. Saint-Just, der Staatsmann, wollte Frankreich retten durch den Schrecken; Saint-Just, der Mensch, schmiedete sich in dem Schrecken eine Waffe für seine persönliche Rache.

Man erhob sich vom grünen Tisch und trennte sich.

„Ein Wort mit Dir, Bürger Saint-Just," sagte Hérault.

Saint-Just, zum Abgehen bereit, drehte sich verdrossen um mit halber Wendung.

„Ein ernstes Wort, das volles Gehör verlangt,“ versetzte Hérault mit drohender Energie.

Saint-Just wandte sich jetzt ganz seinem Gegner zu; um seine Lippen schwebte ein verächtlicher Zug; er wußte durch seine Spione von dem Verhältniß zwischen Hérault und Lucie, die er verachtete.

„Du hast mich der Feigheit beschuldigt, Saint-Just . . .“

„Ich nehme nichts zurück.“

„Mit der Pistole wirst Du mir Rede stehen: ich fordere Dich.“

„Welche ci-devant-Manieren,“ sagte Saint-Just die Achseln zuckend; „unser Leben gehört dem Vaterlande.“

„Auch der Ehre.“

„Die Ehre, die am Hofe Ludwig Capets galt, gilt nichts in unserem freien Reich.“

„Ist das der Muth, mit dem Du prahlst?“

„Unsern Muth bewähren wir in der Schlacht und auf der Tribüne.“

„Wir dürfen jedes Vorrecht abschwören, doch nicht die ritterliche Gesinnung. Wir stammen Beide von alten Familien.“

„Um so nöthiger für uns, sie zu verleugnen.“

„Wir müssen als Staatsmänner mehr, als das Volk auf unsere Ehre halten.“

„Es wäre ein leichtsinniges Beispiel, das gerade zwei Staatsmänner geben würden, die sich in dieser Zeit in Privathändel einlassen.“

„So weigerst Du Dich, Saint-Just, mir Genugthuung zu geben?

„Ich gebe Dir die Genugthuung . . Dich auszulachen.“

„Ha,“ rief Hérault wüthend, „Du bist ein erbärmlicher Feigling und treff' ich Dich wo anders, als in diesen Räumen, so werde ich Dich in einer Weise züchtigen, die jede Ablehnung überflüssig macht.“

Saint-Just wurde leichenblaß; er kniff die Lippen zusammen und warf seinem Gegner einen Blick des tödtlichsten Hasses zu. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte er ihm den Rücken und schritt zur Thür hinaus.

Doch er ging nicht weit. Einen Stock tiefer tagte der Sicherheitsausschuß, der zunächst noch die Polizeigewalt besaß. Saint-Just rief seine Agenten Sénart und Amnaud ins Vorzimmer.

„Beobachtet Hérault de Sechelles, Schritt für Schritt, eifrig, unermüdlich! Wir haben allen Grund, ihn für verdächtig zu halten. Der Verrath an so entscheidender Stelle ist eine furchtbare Gefahr für die Republik."

Drittes Kapitel.

Die Rache des Riesen.

Wie eigenthümlich war die Lge Luciens, die den eigenen Gatten, den gerade bei ihr Niemand gesucht hätte, im Keller bei sich verbarg. Das Gefühl des Hasses, das sie gegen ihn früher gehegt hatte, war durch die Länge der Zeit abgeschwächt und von vollkommener Gleichgiltigkeit abgelöst worden. Nicht aus einem Rest alter Liebe stürzte sie sich in die Gefahr, die damit verbunden war, daß sie ihrem Gatten ein solches Versteck gewährte; nur aus Menschenfreundlichkeit, die gerade oft den leichtfertigsten Naturen eigen ist.

Ja sie vergaß es ganz und gern, daß ihr Gatte in ihrem Hause war: er hatte sich ja von ihr losgesagt vor langer Zeit; was kümmerte sie das eheliche Band, das er selbst zerrissen hatte; mochte es immerhin vor Staat und Kirche noch zu Recht bestehen; denn weder er noch sie hatten sich die Mühe gegeben, es nach den Formen des weltlichen Rechtes zu lösen.

Der Gefangene selbst war lebensmatt; wie lange konnte er hoffen, sich zu verbergen? Die Flucht war unmöglich; am tiefsten aber beugte es ihn, daß gleich nach der ersten Verwirklichung die schönen Träume, an denen sein Herz hing, für immer zerschellt waren. Die Herrschaft der Vernunft, was war aus ihr geworden? Schon hatte Robespierre selbst für das höchste Wesen gesprochen. „Solche Advokaten“, sagte Caillot für sich, „plaidiren mit sophistischer Gewandtheit auch für die verlorenste Sache.“

Er kam immer mehr dazu, mit dem Leben abzuschließen und jener sonst von ihm verdammten

Willkür Recht zu geben, die ihn dem Tode geweiht hatte. Doch mit der Schwärmerei war auch von ihm der einzig edle Zug gewichen, der seine wüste Natur verklärt hatte. Jetzt gerade dicht vor der Pforte, die zu den Schauern des Nichts führt, richtete sich diese trotzige Natur mit ihren ungebändigten Trieben noch einmal auf; in der Einsamkeit der unterirdischen Gewölbe, wo das kommende Nichts, an das er glaubte, ihm doch bisweilen ein vernichtender Gedanke wurde, suchte er krampfhaft noch nach werthvollen Minuten für das versinkende Leben. Es hatte nur noch Augenblicke für das Glück . . was gewährt es seinen Günstlingen mehr als den Augenblick?

Und diese Träume gewannen immer mehr Gestalt: Luciens Schönheit erschien ihm von Tag zu Tag berauschender: er selbst reizte und spornte den Taumel seiner Sinne, damit sie ihn über den Schmerz der verzagten und verzichtenden Seele hinwegtäuschten. Nur durch ein Wesen hing er noch mit dem Leben zusammen: dies Wesen aber besaß Alles,

was ihm den letzten Rest seiner Tage verschönern konnte.

Es war am Abend, die Zofe hatte Urlaub; Caillot war auf einige Zeit aus der Kerkerhaft erlöst worden und saß seiner Gattin gegenüber im traulichen Zimmer. Sie war mit einer Stickerei beschäftigt und sprach von dem Glück ihrer Tochter, welche aber vom Aufenthalte ihres Vaters nichts erfahren dürfe.

In diesem Meister Caillot mit dem gänzlich verwilderten Bart und Haupthaar hätte Niemand den ritterlichen Herrn von Saint-Amaranthe entdeckt, der durch seine schöne Gestalt den Damen des Hofes von Trianon gefährlich war; doch jetzt war diese Gestalt breit, massig, unförmlich, für alle früheren Freunde unkenntlich geworden; er selbst aber fand auf einmal in sich den Herrn von Saint-Amaranthe wieder, und die ihm gegenüber saß, war ja Lucie, seine Frau.

Sie war so verlockend in ihrem leichten Hausgewand und gab sich so bequem, so ungezwungen;

nichts ist gleichgiltiger als ein Gatte und gar ein abgedankter Gatte; sie plauderte mit dem Esprit, der ihr eigen war, nicht ohne einen Anflug von Koketterie, den sie nicht aus Absicht, nur aus Gewohnheit zur Schau trug.

Er war nicht der erste Cyclop, dem eine schöne Nymphe es angethan; doch diese Nymphe brauchte nicht vor ihm zu fliehen, es war seine Frau.

Mit gewohntem Leichtsinn hatte Lucie vergessen, daß sie schon einmal vor seinen Blicken und Mienen erschrocken war; die beiden letzten Begegnungen waren so friedlich verlaufen, daß sie wieder in ihre alte Harmlosigkeit verfiel . . oder glaubte sie, ihn durch dieselbe am leichtesten zu entwaffnen?

Sie sah nun, daß dies ein Irrthum war.

„Lucie . . mein Weib," sagte er, „ich bin Dir Dank schuldig; ich bekenne mein Unrecht, daß ich Dich damals verlassen; doch auch Du warst zu hart gegen mich. Jetzt an der Schwelle des drohenden Todes sehe ich Deinen Liebreiz, Deine Schönheit; es geht ein Licht von Dir aus, das mein Leben

erhellt . . sei es auch das schöne Leuchten der Verwesung, das um die Todtenblume gaukelt. Komm in meine Arme, mein Weib!"

Doch Lucie fuhr auf, wie von einem Schlangenbiß getroffen.

„Fort, zurück!" rief sie aus, mit krampfhafter Abwehr die Hände ausstreckend.

„Was ist das? So tief gewurzelt ist noch der alte Groll" . .

„Groll oder nicht . . ich liebe Dich nicht mehr . . und Deine Liebe erschreckt mich wie ein Gespenst, das mit nachschleifendem Leichentuch aus dem Grab ersteht."

„Der Widerstand steht Dir schön . . es ist für mich ein neues Bild, diese sich sträubende Gattin. Ist's denn ein Einbruch in ein Kloster; wehrt sich die Nonne gegen den Kriegsknecht? Sacredieu, ich dächte, ich hätte mein Partout-Billet seinerzeit beim Pfaffen theuer genug bezahlt."

„So willst Du es denn hören, daß ich Dich hasse, jetzt wieder, wie damals, wo Du nach wüstem

Leben Dich von mir getrennt hast? Mit Deinem Anspruch erwacht mein Haß; reize mich nicht, die einzige, die Dich noch schützen will und zu schützen vermag."

„So sprichst Du mit mir, Deinem Mann? Vergißt Du denn, daß unsere Ehe nicht getrennt ist?"

„Das sagst Du, in dieser Zeit, wo alle Bande sich gelockert haben? Das sagst Du, der Kirchenschänder, und verlangst Liebe von mir, gestützt auf ein kirchliches Recht? Das sagst Du, der Gottesleugner? O, Alles in mir ist Empörung über den Frevel solcher Anmaßung. Wie Du warst, hast Du meinen Haß erregt; wie Du jetzt bist, erregst Du meinen Abscheu. Du hast kein größeres Recht als der fremde eindringende Kriegsknecht, und wie gegen ihn, setz' ich mich gegen Dich zur Wehr. Zurück, Unseliger, Unsinniger!"

„Wenn ich Dich so ansehe, kommt es über mich wie ein Erinnern an die Jugendzeit," sagte Caillot mit sanfterem Ton; „Du verdirbst diese Erinnerung noch nicht, denn Du hast Dir eine zweite

Jugend gewahrt. Sacrebleu, wie reich war man damals; welche entzückende Seele ahnte man in dem schönen Körper! Der Aberglaube an die Seelen ist jetzt längst dahin; doch was übrig bleibt, nach Abzug dieser himmlischen Duftgebilde, hat noch immer seinen Werth. Der Extract dieses Spiritus ist eine angenehme belebende Zugabe; er verbreitet sich wie eine anmuthige Essenz durch die Poren des ganzen Wesens. Es sind die dahin flüchtenden, wechselnd beleuchteten Wolken der Landschaft . . man freut sich ihres Spiels und weiß doch, daß sie nur Dunst sind. Lächeln und Weinen, Abwehr und Hingebung erhöht den Reiz . . und so erscheinst Du mir doppelt reizend. Einst liebt' ich Dich um das blaue Wunder Deiner Seele; jetzt lieb ich Dich, weil ich mich berauschen will, ein bankerotter Mann, der noch einen Schatz gefunden hat."

„Zurück," rief Lucie; „treibe mich nicht zum Aeußersten! Verlaß mich sogleich, geh' in Deinen Keller zurück, oder . . ich selbst übe an Dir Verrath und zeige Dich den Behörden an."

„Verrathe mich, Delila! Doch erst will ich Deine Küsse, Deine Umarmungen."

In diesem Augenblick klingelte es heftig an der Gartenthüre.

„Es ist Hérault de Sechelles," rief Lucie freudig, „ich erwarte ihn. Er soll mich vor Dir schützen, ja er soll auch Dich schützen . . nur an dieser Sorge sollst Du erkennen, daß ich noch Dein Weib bin. Hier aber ist Deines Bleibens nicht länger!"

Caillot hinderte Lucie nicht, welche, wie um jeder Bedrohung zu entgehen, blitzschnell zur Thüre hinausflog. Er warf nur noch einen prüfenden Blick auf ihr leichtes Gewand und ging dann mit schweren Schritten die Kellertreppe hinunter.

Seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen; er war zurückgewiesen und verschmäht; doch ein anderer war der Begünstigte. Jahrelang hatte er sich nicht um Lucien gekümmert; konnte er darüber erzürnt sein, daß sie die eigenen Wege ging? Doch jetzt war es etwas anderes . . war es nicht ein Hohn gegen ihn, den Gatten, der in ihrem

eigenen Hause verweilte, daß sie zu so später Stunde einen Freund empfing, daß sie in die Arme desselben flog, nachdem sie ihn und seine liebende Annäherung beiseite geschoben hatte? Es war ein Hohn, der ihn im Innersten empörte; es war noch einmal eine späte Leidenschaft über ihn gekommen, und selbst, was solche Leidenschaft mit sich bringt, der plötzliche Wandel der Liebe in tödtlichen Haß, sollte ihm nicht erspart bleiben. Alles was diese wilde Natur ergriff, wuchs ins Maßlose; er hatte sich lange genug bei den Rothhäuten als Gefangener aufgehalten, um sich an wilde Sitten zu gewöhnen; es war ja dort nur eine leichte Mühe, die Feinde zu skalpiren.

Es duldete ihn nicht lange in seinem unterirdischen Verließ: krampfhafte Unruhe hatte sich seiner bemächtigt; er saß hier im Moder der kahlen, feuchten Wände, einsam, während über ihm zwei Liebende in vertrauter Begegnung glücklich waren.

Und wer hatte ein Recht, glücklich zu sein, wenn er, der Gatte, verschmäht worden war?

Auf leisen Socken schlich er die Treppe hinauf und lauschte an der Thüre.

„Du verlangst viel von mir," sagte Hérault.

„Mein Dank wird unerschöpflich sein, wie meine Liebe."

„Ich bedarf der Vorsicht! Meine Stellung dort oben ist schwer erschüttert."

„Du hast mir erzählt, daß Du schon einmal einen alten Freund von Dir aus dem Parlament, das Leben gerettet hast, daß das alte Haus, in dem Du wohnst, mancherlei Verstecke enthält und daß namentlich das Kabinet hinter der Spiegelthüre, in welchem Du Deinen Freund verborgen hattest, sich auch der sorgfältigsten Nachforschung entzieht."

„Freilich, das geübteste Auge wird hinter dieser Thüre keinen Versteck vermuthen."

„Und dann . . . wer wird bei einem Mitglied der höchsten Behörde Nachsuchungen halten?"

„Heute vielleicht wagt es Niemand, aber

morgen, übermogen; jeder Tag bringt ein anderes Schicksal," versetzte Hérault düster.

„Und um wen handelt es sich?"

„Um einen alten Adeligen, einen Freund unseres Hauses, der jetzt in Paris ein bürgerliches Gewerbe treibt; er wird verfolgt als ein Anhänger des Barons Anacharsis Klootz."

„Einer jener unsinnigen Götzendiener?"

„Gleichviel . . mir liegt viel an seiner Rettung und ich kann ihn nicht länger verbergen."

„Sei es drum . . ich habe wohl Mitgefühl für die Abkömmlinge alter Familien, welche dem gewaltigen Umsturz des Staates zum Opfer fallen, durchaus aber nicht für die Thoren, welche eine Buhldirne auf den Altar stellen und Feste feiern, wie die Syrier sie feierten zu Ehren ihrer Göttin Astarte."

„Und Du wirst ihn noch heute mit Dir nehmen?"

„Heute um Mitternacht . . es ist dann am sichersten."

„Wie soll ich Dir danken, lieber, herrlicher Mann,“ versetzte Lucie . . und nun schwieg das Gespräch.

Caillot lauschte noch einige Zeit an der Thüre . . er vernahm nur das Echo feuriger Küsse; es ging ein Rauschen durch das Gemach, wie der Flug der Liebesgöttin, und durchs Schlüsselloch sah er, daß das Licht der Ampel sich verdunkelt hatte.

Mit zögerndem Schritt kehrte er in sein Gefängniß zurück, das nur eine matte, hinter einem Vorsprung der Wand verborgene Kerze beleuchtete.

Doch lichtlos war sein Inneres; was seine Seele durchflammte, waren Gedanken, deren noch halberstickte Gluth kein Licht gewährte. So grenzenlos verachtete sie ihn, als wäre er nur eine Ratte unten im Keller, die dort nach Belieben herumrumoren mochte, während sie auch ihrem schrankenlosen Belieben folgte. Einen neuen Beschützer hatte er gefunden; doch auch dieser Beschützer ver-

achtete ihn als einen Genossen der Priester des Vernunftdienstes . . und was er für ihn thun wollte, er that es nur aus Liebe zu ihr. Sie aber hatte ihn, den Gatten, verleugnet, aus einem Rest von Zartgefühl vielleicht, doch das Zartgefühl galt ja nur dem Freunde; ihm, dem Gatten gegenüber, hatte sie jede Scham aufs schmählichste verletzt.

Aus dem Gewirr dunkler Gedanken, das er hin und wieder rathlos spann, tauchte zuletzt, immer leuchtender ein Faden empor, der ihn zum Ziele führen konnte.

Mit dem Dolch, den er stets bei sich trug, losstürzen auf sein Weib und sie tödten: das war nur eine Räuberphantasie; verächtlich war der Mörder eines Weibes, und dem Mörder des eigenen Weibes folgte der Abscheu; doch sie strafen, am emfindlichsten strafen in demjenigen, den sie liebte: das war eine Rache, die nicht das Gepräge einer niederen Blutthat trug, nein, das Siegel der gerechten Strafe.

Und mußte er dabei auch ein schuldloses Opfer

treffen . . wie viel Hunderte solcher Opfer vernichtete die grausame Zeit!

Doch war denn Hérault schuldlos? Die That machte ihn schuldig, wenn auch der Wille fehlte! Er mochte nicht wissen, daß der Gatte in ihrem Hause verweilte. Doch er mußte wissen, daß der Gatte lebte. Vor allem aber . . er war einer der Todfeinde des neuen Glaubens; er hatte eben seine Verachtung desselben rückhaltlos genug geäußert; er hatte diese Verachtung auch auf ihn übertragen. Er war einer der Machthaber des Wohlfahrtsausschusses, der seine Freunde hatte verhaften lassen und dem Tode geweiht: es war auch hier eine gerechte Rache, auf die er sann. Und er wollte sich ja nicht des Triumphes freuen; er brachte sich selbst zum Todtenopfer dar.

Mitternacht hatte die Uhr geschlagen . . . da huschte Lucie im Nachtgewand in den Keller und rief Caillot hervor. Der Eindruck, den der verwilderte Schützling auf Hérault machte, konnte

nur ein ungünstiger sein. Dennoch hielt er sein Wort und nahm den verdächtig aussehenden Riesen mit sich: seine Eigenschaft als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses deckte jeden seiner Schritte. Sie gingen durch die Stadt; zwei der nächtigen Stadtwachen wollten die Wanderer zur Rede stellen; doch sie erkannten Hérault und traten mit ehrfurchtsvollem Gruß zurück. Hinter ihnen aber folgte, von ihnen unbemerkt, ein Schatten, von Haus zu Haus sich schleichend, der schon hinter den Gartenmauern von Passy stundenlang gelauert hatte. Die dürre Gestalt, das bleiche konfiscirte Gesicht, das bisweilen ein unbequemer Mondstrahl erhellte, gehörten Annaud, einem Agenten des Sicherheitsausschusses, einem Polizeispion, welchen Saint-Just an Héraults Fersen geheftet hatte.

Und als dieser bei seinem Hause am Quai Voltaire angekommen war, und die Thür aufschloß, da tauchte aus der Seitengasse ein zweiter Schatten auf, welcher das Haus schon stundenlang umkreist hatte. Es war Sénart, ein zweiter Spion.

Kaum war Hérault mit seinem Begleiter ins Haus getreten, so fanden sich Annaud und Sénart zusammen. Dieser, ein höher stehender, schriftgewandter Beamter mit behaglichem Aussehen begrüßte den Untergebenen mit dem frohlockenden Wort: „Verdächtig," und: „Verdächtig, sehr verdächtig," lautete das willfährige Echo.

Kein Naturforscher, der ein seltenes Insekt aufgefunden, dem er durch alle Irren des Waldes nachgejagt, kann größere Freude fühlen, als diese Männer der geheimen Polizei empfanden, wenn sie einem neuen „Verdächtigen" auf die Spur gekommen waren. Was aber diesen Triumph erhöhte, war, daß die geheime Jagd einem der Gewaltigen galt, der hoch über ihnen stand. Da mischte sich in die Freude über die belohnende Entdeckung die Schadenfreude und der Genuß, den die Selbstüberhebung stets gewährt. Am nächsten Morgen erstatteten sie Saint-Just Bericht.

Dieser hatte es verstanden, die Polizei des

Sicherheitsausschusses in seine Dienste zu nehmen und sich auch bei ihr geachtet und gefürchtet zu machen. Ging er doch mit dem Plane um, beim Wohlfahrtsausschuß eine polizeiliche Centralstelle zu schaffen und so das ganze über Frankreich ausgebreitete Netz in seine Gewalt zu bringen.

„Der Verdacht ist dringend,“ sagte Saint-Just; „er heischt außerordentliche Mittel!“ Und er gab den Befehl zu einer Haussuchung bei Hérault. Diesmal sträubten sich die Vorsitzenden des Sicherheitsausschusses; doch Saint-Just nahm alles auf sich und man gehorchte ihm. Nicht blos den Freund Dantons, den frechen Beleidiger, wollte dieser züchtigen; willkommener noch war ihm der Zusammenhang des nächtlichen Begebnisses mit der Frau von Saint-Amaranthe, deren ganze Sippe zu vernichten er im tiefsten Herzen fest entschlossen war. Hier fand sich ein Anhalt, den er mit Freuden begrüßte.

Es war ein unerhörtes Vorgehen: Hérault saß an Saint-Just's Seite am grünen Tisch, während

die Häscher des Collegen die Thüren seiner Wohnung erbrachen.

Nach Hause zurückgekehrt, fand er sie noch bei der Arbeit. Seines Zornes nicht mächtig, schlug er mit der Faust auf Annaud los: so sehr vergaß er sich und seine sonstige feine Sitte, weil er in diesem Einbruch in das Haus eines Mitgliedes der höchsten Regierung einen unsühnbaren Frevel sah. Doch die Sbirren beriefen sich auf die Ordre von Saint-Just und den verdächtigen Fremdling, den er gestern Abend hier ins Haus geführt.

Hérault konnte sich nicht beruhigen; es war ein Streich seines verhaßten Feindes, und er empörte ihn deshalb doppelt. Vor der Entdeckung hatte er keine Angst: hatte er doch die Häscher dicht vor der Spiegelthür getroffen und durchsuchten sie doch gerade hier alle Winkel und die Schränke des Zimmers mit besonderer Sorgfalt, ohne dem Spiegel Beachtung zu schenken.

„Ihr sollt bestraft werden mit der strengsten Strafe," rief Hérault außer sich; „das Comité

wird mir Gerechtigkeit widerfahren und eins seiner Mitglieder nicht beschimpfen lassen. Zieht Eures Wegs und kündet ihm, der Euch sandte, daß Ihr nichts gefunden habt und daß ich diese Schmach auf sein Haupt zurückwerfen werde."

Caillot hatte jedes Wort in seinem Versteck hinter der Spiegelthür gehört. Das hoffnungslose Dasein, das er führte, war ihm verhaßt, seine Rache reif; der Augenblick, sie auszuführen, war rascher gekommen, als er selbst vermuthet hatte.

Plötzlich sprang die Thür auf mit einem gewaltigen Ruck, daß das Spiegelglas in Scherben zu Füßen der Häscher lag.

Sie sahen erschreckt und erstaunt auf die riesige Gestalt, die in der Oeffnung erschien.

Hérault erblaßte und hielt sich krampfhaft an dem Tische fest, an den er sich lehnte. Annaud aber, der sich rasch gefaßt hatte, warf ihm einen triumphirenden Blick zu.

„Ich bin es, den Ihr sucht, ich, Meister Caillot, angeklagt wegen der Verschwörung mit Hébert und

Anacharsis Klootz. Du, Hérault-Sechelles, warst einer ihrer Richter und Henker . . jetzt ereilt Dich die Rache!“

Und während die Häscher den Riesen ergreifen wollten, zog er einen Dolch hervor und stieß ihn sich ins Herz.

Hérault erhob sich fest und entschlossen; er wußte, daß er jetzt werde dem Tod ins Angesicht schauen müßen.

Noch an demselben Tage wurde er verhaftet, weil er einen angeklagten Verschwörer bei sich verborgen hatte, der noch dazu ein früherer Aristokrat war.

Er wandte sich an den Wohlfahrtsausschuß . . vergebens. Das höchste Vorrecht Frankreichs nützte ihm nichts; seine Kollegen waren einig, ihn zu verderben. Saint-Just hatte triumphirt.

Und noch einen größeren Triumph sollte dieser bald feiern. Wieder stand er auf der Tribüne des Convents als Ankläger mit seiner unerbittlichen Logik, und er traf mit seiner Schleuder den Goliath

Danton, den er falscher Mäßigung, der Sittenverderbniß, der Bestechlichkeit, des Einverständnisses mit den Fremden und den Aristokraten beschuldigte. Der Convent gab seine Zustimmung.

Das Gericht aber zitterte vor der Donnerstimme des Gewaltigen, des Atlas der Revolution; ein rasches Gesetz, von Saint-Just und anderen Genossen der Noth des Augenblickes abgetrotzt, machte den Titanen stumm.

Und bald fiel er mit seinem edlen Freunde Hérault Sechelles, mit dem glatten Lustspieldichter Fabre d'Eglantine, der sich durch betrügerische Spekulationen bereichert hatte, und anderen Genossen unter dem Fallbeil der Guillotine.

Er wollte Hérault zum letzten Mal umarmen; der Henker hinderte es.

„Du kannst es nicht hindern," rief Danton, „daß bald unsere Köpfe sich unten im Korbe küssen."

Als die Leichenkarren durch die Rue Saint-Honoré fuhren, da stand am Fenster eines Hauses

ein schönes Weib, das händeringend herunterblickte.

Hérault sah empor und grüßte sie mit einem Nicken des Kopfes.

Sie fiel in Ohnmacht . . Lucie klagte sich der Mitschuld am Tode des Geliebten an.

Viertes Kapitel.

Die Schlange unter Blumen.

Wie hatten die friedlichen Maitage sich in das blutige Paris verirrt!

In Auteuil, nicht weit von Passy, in der anmuthigen Villa, welche Manon und Henri von Sartines bewohnten, in der Jasminlaube unter aufblühenden Rosen, mit dem doppelten Vollmond, am Himmel droben und drunten in den Fluthen der Seine, die hier so sanft an dem villenreichen, grünen Ufer vorübergleiten . . welche schönen Tage und Abende glücklicher Liebe!

Es war die Neigung der Jugendgespielen, die jetzt ein festes Band und eine dauernde Stätte gefunden hatte. Ruhe und Frieden war auch in Manons Herz eingezogen. Die Gestalt jenes Schreckensmannes, von dem sie sich mit blutendem Herzen losgesagt, erschien nur bisweilen in ihren Träumen, und sie schalt verachtend die treulose Phantasie, die ihr in so liebenswürdiger Gestalt den verhaßten Dämon vorgaukelte. Da erschien er in feurig-schöner Jugendlichkeit, mit dem sanften, tiefen Auge, wie er zuerst in der Villa von Passy um Manons Gunst geworben, und wieder erbebte ihr Herz in süßer Hingebung, oder er erschien als ein leuchtender Dämon auf dem Flammengespann, das er durch die Wolken peitschte . . und ihm zu Füßen lag die zitternde Erde mit todgeweihten Opfern, auf welche herab er die schäumenden Rosse, die zerfleischenden Räder lenkte. Da lag Manon vor ihm auf den Knieen wie die Andern.

„Zermalme mich," rief sie aus, „aber küsse mich, daß ich in Deinem Arme sterbe!"

Das waren aus den dunkeln Tiefen der Seele auftauchende Erinnerungen, welche das taghelle Bewußtsein der jungen Frau verleugnete.

Wie achtete und liebte sie Henri, der so voll Zärtlichkeit, voll Aufmerksamkeit für sie war, ihr an jedem Morgen die duftigste Blume brachte, jedes Steinchen aus dem Wege räumte, das, im Gartenweg liegend, den zarten Fuß ihr verletzen konnte.

Ein rascher Entschluß hatte sie zusammengeführt; es war eine That der Nothwehr; doch der zwingende Augenblick hatte nur den zögernden Vorsatz gereift. Der edle Jugendfreund hatte ein langjähriges Recht auf ihre Liebe; sie achtete ihn, sie hegte eine sanfte, zärtliche Neigung für ihn und begegnete ihm mit vollstem Vertrauen. Das Aufleuchten einer glühenden Leidenschaft war erloschen: so mochte das Licht einer sanften Liebe ihr Leben erhellen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Leidenschaft, die wildaufregend alle Sinne bethört, sich, wenn sie ihr Ziel erreicht hat, oft in Kälte und

Widerwillen wandelt, während maßvolle Neigung ein errungenes Glück von Tag zu Tag tiefer empfindet und zuletzt eine gesteigerte und nachhaltige Gluth entfaltet.

So war es mit der Liebe Manons und Henri's: der mit den Erinnerungen der Jugend umkränzte Herd des Hauses, zunächst eine Zufluchtsstätte gegen den frevelnden Einbruch fremder Gewalt, wurde allmälig der Altar einer hochauflodernden Flamme der Liebe.

Der Einklang der Empfindungen, der Gedanken, der Meinungen war die Seele des geschlossenen Bundes; hierin lag der innere Wohllaut der Ehe, den keine Dissonanzen trübten. Beide hingen mit ganzem Herzen an dem Königthum, und je blutiger die Herrschaft des Schreckens sich entfaltete, desto weniger glaubten sie an den Bestand derselben. Henri verkehrte mit Gleichgesinnten: noch immer gab es geheime Aristokraten in Paris; doch sie schlichen umher wie die Anhänger der christlichen Sekte zur Zeit des Nero, welche jeden Augenblick

befürchten mußten, den wilden Thieren im Cirkus vorgeworfen zu werden oder als brennende Fackeln einer Wettfahrt des Cäsars leuchten zu müssen. Auch korrespondirte Henri mit zwei emigrirten Freunden . . und mit bangem Herzklopfen wurde jeder Brief abgesandt, jede Antwort erwartet.

So hing über dem Lenz der Liebe eine schwere Wetterwolke. Unvergessen war die Drohung von Saint-Just . . und dieser gewann von Tag zu Tag an Macht. Mit Beben lasen Manon und Henri die Reden des jungen Abgeordneten im Convent, Reden, welche an Tigersprünge erinnerten, die den Gegner zerfleischten; und alle Opfer, die Saint-Just verlangte, bewilligte der Convent. Er war der furchtbarste Anwalt der Guillotine, Fouquier-Tinville nur sein Werkzeug. Jetzt hatte er Danton gestürzt, Hérault Sechelles, Fabre d'Eglantine, alle Freunde der Mutter dem Untergang geweiht . . und dieser letzte Erfolg hatte ihn hoch erhoben; er war gefürchtet wie kein Anderer.

Nur Einer stand über ihm, sein Meister Robes-

pierre; er besaß die Volksgunst, welche Saint-Just zu erwerben verschmäht hatte; denn nur selten erschien dieser bei den Jakobinern, und seine lakonische Sprechweise war nicht geeignet, ihn volksthümlich zu machen. Das Volk verlangt eine behagliche Breite der Auseinandersetzung, eine die Wärme der Empfindungen entwickelnde längere Reibung der Gedanken. In der brüsken Kürze erblickt es vielleicht eine Geringschätzung. Im Grunde verachtete Saint-Just das Volk, wie es war, die schmutzige, gedankenlose Menge, die mit Phrasen abgespeist sein will, die rothe Mütze auf den rohen Köpfen; die Opfer, die er brachte, galten dem Volk der Zukunft. Auch gönnte ihm seine Anwesenheit bei den Heeren wenig Zeit, sich um die Gunst der Sektion Mucius Scävola und der andern zu bewerben.

Saint-Just war nur furchtbar und gefürchtet; Robespierre aber wurde bewundert und geliebt. Er sprach zu den Jakobinern wie ein Prediger zu seiner Gemeinde; andächtig hing man an seinen Lippen, stürmisch beklatschte man seine rednerischen Ergüsse.

Er hatte inzwischen die Gotteslästerer nicht blos gezüchtigt, er hatte ihrem Treiben das Fest des höchsten Wesens gegenübergestellt; er hatte Gott und Unsterblichkeit, die von Staatswegen verloren gegangen waren, als höchster Gebieter dem französischen Volke wiedergeschenkt. Tugend und Religion . . selbst die feindlich Gesinnten hörten diese Worte mit Freuden aus dem Munde des mächtigen Staatsmannes: bezeichnete dies nicht eine Wendung zu einer milderen Regierung? Und die Macht hatte Robespierre, wenn er den Willen hatte; er stand auf der Schwelle der Diktatur.

Eines Tages kam Lucie zu ihrer Tochter; sie hatte seit längerer Zeit alle Lebenslust verloren; es war seit der Hinrichtung Héraults eine Todesfurcht über sie gekommen, die sie nicht bemeistern konnte; sie brach immer wieder in Thränen aus, wenn sie der Freunde gedachte, die das Mordbeil dahingerafft hatte. Sinnliche Naturen sind immer schwach dem Schicksal gegenüber; denn wie vergänglich ist Alles, woran ihr Herz hängt. Doch Luciens Stim-

mung fand auch ein Echo bei der muthigeu und entschlossenen Manon; sie hatte ja auch ein kaum erblühtes Glück zu hüten. Das Leben war ihr wieder werth geworden und schmerzlich wäre es ihr gewesen, vom Glück ihrer Liebe scheiden zu müssen.

„Ich komme," sagte Lucie, „Euch heute Abend zu mir einzuladen, zu einem gewählten Souper."

„Du weißt," versetzte Manon, „daß wir gern Deine Gäste sind. Wer wird zugegen sein?"

„Die Candeille, die Contat . ."

„Mit den Gästen aus Deinem Spielsalon verkehre ich nicht gern: könntest Du mich nicht für diesen Abend dispensiren?"

„Gerade an diesem Abend geht es nicht; er hat für uns Alle hohe Wichtigkeit."

Henri, hinzutretend, zuckte mit den Achseln.

„Hoffentlich kein Spiel gegen hohen Einsatz."

„Du weißt," versetzte Lucie ärgerlich, „daß in meiner Villa nicht gespielt wird."

„Doch noch weniger hoffentlich eine Verschwörung," sagte Henri; „das ist gefährlich."

„Mit der Candeille und der Contat verschwört man sich nicht," meinte Manon.

„Und doch," sagte Lucie, „Henri hat Recht; es ist Etwas wie Verschwörung im Spiel, und derjenige, gegen den wir uns verschwören wollen, ist . . Saint-Just."

Der Name erregte, wenn er nur ausgesprochen wurde, in diesem Kreise Unbehagen und Mißstimmung.

„Ich hoffe, daß Du scherzest," sagte Henri; „wir müssen den Angriff des Tigers erwarten, aber wir dürfen ihn nicht herausfordern."

„Und wir sollten uns nicht gegen ihn zu schützen suchen?" versetzte Lucie weinend; „die Besten hat er mir hingewürgt, und wie die Aehren werden auch die Blumen unter seiner Sichel fallen. Gegen uns aber hegt er unversöhnlichen Groll."

„Wer schützt uns gegen Saint-Just?" sagte Henri; „hatte Hérault nicht gleichen Antheil an

der höchsten Gewalt? Und doch ist er ihm zum Opfer gefallen."

„Es giebt nur Einen, der mächtiger ist, als Saint-Just . ."

„Du meinst doch nicht . ."

„In der That, ich meine Robespierre, und er wird diesen Abend mein Gast sein."

Manon und Henri sahen die Mutter fragend an.

„Erstaunt nur, doch hört mich an, ihr Kinder! Neulich klagt' ich im Palais Royal dem Schauspieler Trial mein Leid und meine Furcht vor Saint-Just. Trial ist ein Freund Robespierre's. ‚Haltet Euch an diesen,' sagte er, ‚es ist der Einzige, der Euch schützen kann; ohne seinen Willen ist Saint-Just machtlos.' ‚Doch wie zu ihm gelangen?' fragte ich. Trial besann sich längere Zeit. ‚Robespierre,' sagte er dann, ‚ist in letzter Zeit zugänglicher geworden; er läßt sich feiern, von den Frauen und Mädchen besonders, die in ihm ihren Abgott sehen; auch ist sein

Sinn wohl mehr zur Milde gestimmt als früher, seitdem er seine gefährlichen Gegner vernichtet hat. Er liebt jetzt sogar heitere Geselligkeit, und obschon ich nicht zu den Eingeweihten gehöre, erfahre ich doch, daß in seinem Landhause zu Maisons oft nächtliche Feste gefeiert werden, bei denen es an liebenswürdigen Frauen nicht fehlt. Meine schöne Freundin, Ihre schöne Tochter, die reizenden Theaterdamen, meine gegen ein Souper niemals unempfindlichen Kolleginnen . . könnte er eine schönere Gesellschaft finden? Ladet ihn ein in die Villa zu Passy, und verlaßt Euch dann auf mich; ich werde es durchsetzen, daß er erscheint. Habt Ihr aber seinen Schutz, so wird eine Anklage von Saint-Just im Keim erstickt. Außerdem ist dieser jetzt wieder bei der Sambre- und Maasarmee und kann seinem Freunde nicht abrathen, bei Euch zu erscheinen, was er sonst gewiß thun würde.‘ Ich zögerte einen Augenblick; es kam mir befremdlich vor, daß ich den Herrscher Frankreichs in meinem Hause bewirthen sollte, befremdlich, ja unglaublich;

doch wo ist noch Hülfe und Rettung für uns, als bei ihm?"

„So hast Du ihn eingeladen?" fragte Manon.

„Ich that es . . und noch mehr . . ich habe seine Zusage."

Eine längere Pause trat ein; Alle überlegten das überraschende Begebniß und seine Folgen.

„Mich entbindest Du hoffentlich von der Pflicht, diesem seltsamen Abendmahl beizuwohnen," versetzte Henri; „ich gehöre nicht zu den Jüngern des Herrn, und auch an meiner Bewunderung würde dem neuen Hohenpriester wenig gelegen sein; er will ja nur anmuthige Frauen um sich sehen. Ich hasse ihn aber und würde meinen Haß nicht verhehlen können. Einen blutigen Schlächter lass' ich mir noch gefallen, wenn er mit aufgestreiften Hemdärmeln vor mir steht; aber wenn er sich in ein weißes, priesterliches Gewand hüllt und einen Rosenkranz von Weisheit und Tugend herunterbetet, während seine Opfer den Todesschrei ausstoßen: so flößt mir das nur Ekel ein."

„Auch mich, Mutter, wirst Du nicht zwingen wollen," sagte Manon, „mitzulächeln mit den lächelnden Grazien, die mich noch mehr zurückschrecken, als der Tyrann."

„Doch . . Du bist die Hauptperson an diesem Abend; Du bist die Bedrohteste und auch, ohne Dir schmeicheln zu wollen, die Schönste; auf Deinem Haupt ruht unsere Hoffnung."

„Soll ich einem Manne schmeicheln, den ich verabscheue?"

„Nein, das sollst Du nicht! Du sollst nur zugegen sein; Deine holde Gegenwart soll ihn rühren und gnädig stimmen; Du sollst sein Schützling werden und wirst uns Allen dann ein Schutzengel sein."

„Manon," sagte Henri, „ich will diesmal nicht abrathen. Deine Mutter hat Dir eine neue Gefahr heraufbeschworen, und wenn Du am heutigen Abend nicht erscheinst, so wird dies bemerkt und die Eitelkeit eines Mannes verletzt werden, der eine an Allmacht grenzende Gewalt ausübt; dann wird er

gewiß den Einflüsterungen von Saint-Just Gehör schenken, wenn dieser die Zeit für seine Rache gekommen hält."

„Henri, Dein Wort in Ehren; doch welche klägliche Rolle zu spielen wird mir auferlegt!"

„So schlimm ist's denn doch nicht," versetzte Lucie, „Robespierre wendet sich jetzt zur Milde; wir können ihn darin bestärken. Im Uebrigen muß sich auch die Tugendhafteste in seiner Nähe sicher fühlen; denn wenn man an seinen Reden schüttelt, so fällt uns gewiß irgend eine Tugend auf den Kopf. Ich muß aufrichtig bekennen, ich werde mich etwas beschämt fühlen in seiner Nähe; denn ich entspreche nicht dem Ideal, das er sich aufbaut. Solch eine gradlinige, rechtwinklige Tugend wäre mein Tod. Seine Reden langweilen mich; auch hierin ist er ein Schreckensmann; denn es ist schließlich gleichgültig, ob man aus Langerweile oder auf der Guillotine stirbt; doch ich werde Begeisterung heucheln, ganz als ob ein quakender Frosch eine Nachtigall wäre! Was thut man nicht, um sein

Leben zu retten, um es zu Jahren zu bringen; man wirft sich fort der albernen Runzeln und grauen Haare wegen, auf die man doch um keinen Preis der Welt verzichten möchte."

Auf Henri's Zureden gab Manon zuletzt nach; doch wollte sie nur schweigend bei der Tafel sitzen und die Züge des Mannes studiren, dessen Namen in ganz Europa einen erschreckenden Klang hatte. Sie erschien daher pünktlich am Abend bei der Mutter und half ihr bei den nöthigen Einrichtungen.

Es war ein schöner Maiabend; Blumendüfte wehten durch die offenen Fenster; üppige Sträuße schmückten die Vasen auf dem Tisch; auf Robespierre's Serviette lag ein Veilchenstrauß, um seinen Lehnstuhl rankte sich ein Immortellenkranz; es waren die Blumen, welche der Diktator liebte.

Er trat ein mit Trial, fein und sauber gekleidet wie immer, mit tadelloser Hemdkrause, das Veilchen im Knopfloch des Rockes, mit hellen Hosen, mit blitzenden Schuhschnallen . . fast wie ein Tanzmeister des ancien regime, der zu seinen Grazien

in die Stunde kommt. Doch kein gewinnendes Lächeln schwebte um seine Lippen; sie waren festgeschlossen, und die Runzeln auf der Stirn zeigten, daß er eben erst von ernster Gedankenarbeit sich losgerissen hatte.

Sein Gruß war mürrisch und verdrossen, und als Lucie eingeschüchert von der Ehre sprach, die ihr durch diesen Besuch zu Theil würde, so nickte er nur zustimmend mit dem Kopfe.

Er ließ sich die Mädchen vorstellen. Die Damen vom Theater kannte er bereits; Fräulein Candeille wußte ihm mit der Gewandtheit der Schriftstellerin Weihrauch zu streuen; sie beugte sich vor dem Hohenpriester der Tugend, welche wenigstens für sie den Reiz der Neuheit hatte, und Fräulein Contat nahm Corneille und Racine zu Hülfe, um den Diktator von Frankreich zu feiern.

Robespierre fühlte sich hiervon angenehm berührt; er liebte das Theatralische und hier trat es mit handwerksmäßiger Gewandtheit vor ihn hin;

er dankte den liebenswürdigen Künstlerinnen, und seine Züge schienen sich etwas zu entwölken.

Manon aber verneigte sich schweigend; er bemerkte ihre Schönheit, doch auch das Schweigen, und sah sie fragend an.

„Meine Tochter,“ wiederholte Lucie.

„Das Mädchen sieht Ihnen wenig ähnlich,“ versetzte Robespierre.

„Bürgerin Sartines,“ ergänzte Lucie.

„Kein glücklicher Name . . der Polizeilieutenant unter den Bourbons, der die Bastille bevölkerte.“

„Die Zeiten sind längst vorüber; Manon ist die Gattin seines Sohnes.“

Robespierre sah sich im Kreise um; Sartines fehlte; er war mißvergnügt hierüber im Stillen, doch er äußerte sich nicht. Leicht verletzlich und argwöhnisch sagte er sich: „ein geheimer Gegner.“

„In der That,“ wiederholte Robespierre, „Frau Sartines ist Ihnen nicht ähnlich, Bürgerin Amaranthe, doch schön wie Sie.“

Er brachte diese Galanterie etwas schwerfällig

hervor, nahm das Veilchen aus dem Knopfloch und reichte es der Mutter.

Manon sah indeß auf den Machthaber mit unverwandtem Blick. Das war kein Saint-Just, kein Feuerkopf; das waren keine schönen, edlen Züge. Wohl athmeten sie auch starren Fanatismus, doch er hatte etwas Engherziges, ja Verschrobenes; das Auge war, wenn es aufleuchtete, nicht ohne Glanz; doch es blickte meistens unstät, fast ängstlich umher. Es lag ein tiefes Mißtrauen in diesen Zügen, deren Farblosigkeit bisweilen in allen Farben zu spielen schien. Der ganzen Erscheinung fehlte der Stempel der geistigen Größe, wie ihn Dantons urkräftige Persönlichkeit besaß; ihr fehlte die edle Vornehmheit eines Hérault de Sechelles und die nicht minder edle Jugendlichkeit eines Saint-Just; sein ganzes Wesen hatte etwas Gekniffenes. Im besten Falle mochte man ihn für einen rechtsgelehrten Advokaten halten, der für den lieben Gott ebenso plaidirt, wie er früher für seine Clienten plaidirt hatte.

Das war der erste Eindruck, den Manon empfing; doch sie sagte sich selbst, daß dies nicht der richtige sein könne, da er der Bedeutung des Mannes nicht entsprach. Im gewöhnlichen Leben sieht man die hervorragenden Talente, Genies und Charaktere oft nur gleichsam mit zusammengefalteten Flügeln; man ahnt dann nicht, wie majestätisch ihr Flug ist und wie weit er zu tragen vermag.

Man setzte sich zu Tische: Robespierre zwischen Lucie und Fräulein Candeille, Manon ihm gegenüber. Es dämmerte bereits: die Lampen wurden angezündet; über den Wipfeln draußen stieg der Mond empor; seine Strahlen begegneten den Strahlen der Lampen und zeichneten bunte Kreise auf das Parquet des Saals.

Zwischen den Vasen standen Flaschen mit den edelsten Tischweinen; die Frauen und Mädchen nippten aus den Dessertgläschen den feurigen Malaga, der die Ouvertüre bildete zu den Weingenüssen, die in langer Reihe ihm folgen sollten. Der Keller der Frau Saint-Amaranthe, der die Soupers im

Spielsalon zu bestreiten hatte, erfreute sich mit Recht eines ausgezeichneten Rufes. Robespierre trank zwei Gläschen hintereinander; er wollte sich offenbar erst in eine behagliche Stimmung versetzen, seinen Geist etwas flüssig machen; er fühlte wie irgend eine gefeierte künstlerische Berühmtheit, die Verpflichtung zu glänzen, im engen Cirkel einen Abglanz seines Weltrufes leuchten zu lassen.

Der Schauspieler Trial, der ihm gegenüber neben Manon saß und ihm fleißig zutrank, konnte nicht eifriger darauf bedacht sein, als genialer Künstler auch außer der Bühne die Herzen zu gewinnen.

Nur wurde es ihm beiweitem leichter, sein Genie in Fluß zu bringen: es war ja auf der Oberfläche zu Hause und phosphorescirte bei der leisesten Berührung. Im Uebrigen war dieser Trial ein Genosse von Collot d'Herbois und den andern Schauspielern, welche die Revolution von der Bühne fortgespült und in ihre trübsten Strömungen hineingerissen hatte. In vieler Hinsicht Parias der Ge-

sellschaft, hatten sie einen unersättlichen Durst nach Macht und Einfluß. Dazu boten die Saturnalien der großen Umwälzung den besten Anlaß. Je wilder der Taumel, dem sie sich hingegeben, desto sicherer ihre Aussicht auf eine tonangebende Bedeutung bei den Jakobinern und in den Volksversammlungen. Welche Genugthuung, das Publikum, das sie auszischen und auspfeifen durfte, gelegentlich auf die Guillotine schicken zu können!

Trial besaß nicht die Gabe, den Theaterdonner auf die Tribüne zu verpflanzen, wie Collot; doch er war gewandt in allen Künsten der Schmeichelei, der parasitische Hausfreund Robespierre's, und aus seinen pergamentnen Zügen sprach kein Herz. Mit seinen kleinen funkelnden Augen schien er immer auf einen Vortheil, einen Gewinn zu lauern oder auf irgend eine kleine Rache. Auch der liebenswürdigen Wirthin war er nicht wohlgesinnt: er hatte jüngst in ihrem Spielsalon beträchtliche Verluste gehabt und übertrug seinen Aerger auf die Firma.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Robespierre zu

seiner Nachbarin, „daß Sie mich hier durch den Anblick meiner Lieblingsblumen erfreuen. Veilchen .. ich möchte das Jahr ausschelten, daß es nur im Lenz Veilchen bietet und dann wieder im Spätherbst; doch diese späten Veilchen stimmen mich wehmüthig; ihnen fehlt die Frische, ich möchte sagen, das Ahnungsvolle der Frühlingsblumen, welche die schönere Zeit verkünden. Solch eine sommerliche Wiese ohne Veilchenschmuck erscheint mir öde und todt."

Luciens Gemüth war nicht auf diesen Ton gestimmt; sie erwiederte indeß schmeichelnd: „Wie herrlich, daß sich Männer in Ihrer Stellung den Sinn für die stillen Freuden der Natur gewahrt haben; ich selbst muß bekennen, daß ich die üppigen Gartenblumen vorziehe. Man wird in der Stadt verwöhnt . . und über den hundertblättrigen Rosen vergisst man leicht die schüchternen Blumenblättchen, welche die Blüthenkrone des Veilchens bilden."

„O nein, Mutter," sagte Manon, die mit Erstaunen die empfindsamen Reden des Gastes an-

gehört hatte; „ich stimme hierin mit dem Bürger Robespierre überein und würde lieber einen Veilchen-kranz ins Haar heften, als einen Kranz der üppigsten Centifolien."

Sie benutzte den Anlaß, sich in das Gespräch zu mischen und dabei unbefangen und aus Ueber-zeugung auf Robespierre's Seite zu treten; sie wußte, daß dieser Anlaß sich sobald nicht wieder-holen würde.

„Mutter und Tochter im Zwiespalt," sagte der Gast lächelnd; „ein Maler, wie mein Freund David, welcher die Blumengeister in weiblichen Ge-stalten verkörpern wollte, könnte keine schöneren wählen für Rosen und Veilchen! Doch Sie wußten, Bürgerin Amaranthe, daß ich auch die Immortellen liebe. Sie sind ja ein Sinnbild alles Unvergäng-lichen auf Erden: unserer unsterblichen Seele und des Nachruhms, den wir durch unsere Thaten uns erwerben."

„Entschuldigen Sie, Bürger Robespierre," sagte Fräulein Candeille, „daß ich Ihren Geschmack nicht

theile. Diese Blumen kommen mir sehr strohern vor, und wenn sie ein Sinnbild unserer Unsterblichkeit sein sollen, so verzicht' ich lieber darauf."

Der frivolen Grazie warf der Nachbar einen strafenden Blick zu.

Fräulein Candeille stärkte sich durch den Geruch an einem Essenzfläschchen, das seinen Parfüm über die ganze Tafel verbreitete.

„Auf seine Vorrechte darf man doch verzichten; das gerade hat mich unsere glorreiche Revolution gelehrt."

Robespierre drohte mit dem Finger: „Immer Esprit! Das Talent ist eine Gefahr in einer Republik der Gleichheit. Wohin hat den geistreichen Camille sein Esprit geführt?"

Er griff feierlich zum Glase, als wollte er dem todten Freunde eine Libation weihen.

Alles schwieg . . man fühlte sich von den duftigen Veilchenwiesen auf einmal auf den blutigen Platz der Revolution versetzt.

„Das Talent ohne Gesinnung," fuhr Robespierre fort, „ist nur blühendes Unkraut und verdient ausgerottet zu werden. Echtes Talent ist nur die schöne Blüthe des Charakters. So war es bei Rousseau. Der unsterbliche Einsiedler aus Montmorency schrieb nur, um die Menschheit von ihrem Wahn und ihrem Elend zu erlösen; er schrieb mit seinem Herzblut; er hat uns die Ziele vorgezeichnet, nach denen auch wir streben."

„Und mit einem Erfolg, den der Schwärmer nicht geahnt hätte," warf Trial ein.

„Schwärmer? War es leere Schwärmerei, was Rousseau verkündet hatte? Er hat den Plan entworfen, wir führen ihn aus. Freilich, jenes ist eine friedliche Beschäftigung, dies ist eine furchtbare Arbeit; er konnte dabei Blumen sammeln Tag für Tag, in erfrischendem Verkehr mit der schönen Natur bleiben, sich an jedem Reiz, an jeder Beleuchtuug der Landschaft erfreuen; wir haben keine Zeit, uns eine Blume aus dem großen Blüthenstrauß des Frühlings zu stehlen, zum Erinnerungs-

zeichen an die Natur, die wir lieben, und zugleich an den großen Lehrer der Menschheit, den wir bewundern."

Immer mehr erstaunte Manon über eine Sprache, die im Munde eines sanftmüthigen Dichters am Platze gewesen wäre; war dies Robespierre, der Schrecken Frankreichs und Europas?

„Schwärmer?" fuhr dieser fort, indem er sich Glas auf Glas einschenkte und sich immer mehr in ein Behagen hineinredete, das jetzt der Duft der Blumen und der Reiz der Frauen erhöhte; „es war ein unvorsichtiges Wort, Bürger Trial! Auch uns nennen viele, noch dazu solche, die sich eines milden Urtheils befleißigen, Schwärmer . . ist diese Republik, die wir geschaffen haben, ein leeres Traumgebilde? Sind es Schatten, diese Heere, welche die Sklavenhorden des verbündeten Europas züchtigen? Ist der contrat social nicht eine Wahrheit geworden? Haben wir nicht aus dem Marmor das Standbild eines freien Staates gehauen, mochten

die Splitter in alle Winde fliegen? Wir haben die Worte Rousseau's in Thaten verwandelt, seine Gedankenarbeit in geschichtliche Chronik; wir haben die Freiheit und die Tugend, die er und Montesquieu gelehrt haben, auf den Thron gesetzt, auf dem Jahrhunderte lang der Despotismus und das Laster herrschte. Hindurch, rufen wir, hindurch! Es falle, wer zurückbleibt, wer uns im Wege ist.. honni soit, qui mal y pense."

Jetzt hatten die Züge Robespierre's einen andern Ausdruck angenommen; es lag darin etwas wie fanatische Schwärmerei; der unstete Blick wurde fester; er schien auf ein bestimmtes Ziel gerichtet oder in eine weite Zukunft hinauszuschauen; auf einmal zuckte es unheimlich in seinen Gesichtsmuskeln; es war ein leiser Krampf, der ihn öfter heimsuchte, er sprach wie in Gedanken vor sich hin: „Wer zählt die Todten auf dem Schlachtfeld? Wer kümmert sich um ihre bleichen Schatten? Sieg . . Sieg . . Sieg ist die Losung!"

Und mit der Hand schien er den Schattentanz

von sich abzuwehren. In der That waren durch die offenen Fenster, von dem Licht angezogen, allerlei schwirrende Insekten, Motten und Nachtfalter, hereingeflattert, stießen sich an den Lampen und drohten selbst die Taubenflügel des Dictators in Verwirrung zu bringen.

War es der Flug der Lemuren, der ihm ums Haupt summte? Er suchte die unwillkommenen Nachtgeister bald zur Rechten, bald zur Linken von sich fortzuscheuchen. Seine Nachbarinnen waren ihm dabei behilflich. Am eifrigsten war Fräulein Candeille, welche sogar eine Motte, die sich auf seine Halskrause gesetzt hatte, mit der Serviette erschlug. Robespierre sah mit peinlicher Sorgfalt nach, ob die Sauberkeit seiner Krause nicht durch diesen Mord Schaden genommen hatte.

Fräulein Candeille hielt es jetzt für angebracht, zu zeigen, wieviel Selbstüberwindung ihr Heldenmuth ihr gekostet hatte; sie schrie laut auf, drohte in Ohnmacht zu fallen und griff zu ihrem Fläschchen. In der That hatte sich ein häßliches Insekt ihr auf

den Hals gesetzt und trat ruhig eine Wanderung an, die zunächst über Reize führte, welche die modische Tracht nicht verbarg. Fräulein Candeille schien machtlos, der dreisten Wanderschaft zu wehren; doch vergeblich erwartete sie, daß ihr Nachbar ihrer wehrlosen Koketterie „zu Hilfe kommen werde; er sah mit müßigem Antheil auf die von dem kleinen Schnellläufer bezeichnete Bahn. Trial aber war aufgesprungen und befreite seine schöne Kollegin von der Belästigung.

Robespierre wandte sich zu Lucie um, die einen kleinen Nachtfalter zwischen den Fingern hielt.

„Einige Philosophen," sagte sie, „würden behaupten, daß diese graue Motte eine Seele hat, die vielleicht einmal Seele eines Menschen gewesen ist oder wieder werden wird."

„Thörichter Aberglaube," sagte Robespierre, „mit Menschenseelen die sinnlose Schöpfung zu bevölkern; wo könnte da die Tugend ihren Lohn, das Laster seine Strafe finden?"

„Doch wie . . wenn dies nun eine Strafe

wäre, so herumfliegen zu müssen und sich am Licht die Flügel zu verbrennen? Wohl fühlt sich das kleine Insekt hier wahrlich nicht."

„Das höchste Wesen," versetzte Robespierre, „kann eine Seele, die einen solchen Gedanken zu denken vermag, nicht wieder im Schlamm der dumpfen Schöpfung ersticken lassen; es kann eine lasterhafte Menschenseele wohl ins Carcer schicken doch nicht um so viele Klassen zurücksetzen."

„Soll ich diesen strafbaren kleinen Falter, welcher das Behagen des ersten Mannes von Frankreich zu stören vermochte, an die Nadel spießen?" sagte Lucie, indem sie den zappelnden Schmetterling grausam zusammenpresste.

„Nein, nein," sagte Robespierre, der mit zuckenden Wimpern und nervöser Erregung auf das Opfer der schönen Frau sah; „quälen Sie doch das arme Insekt nicht so; ich kann es nicht martern sehen; der Krampf eines so hilflosen Lebens greift mir ans Herz. Lassen Sie den Rebellen fliegen!"

„Solche Milde und Barmherzigkeit ist Ihrer

würdig," versetzte Lucie mit Nachdruck, indem sie den Flüchtling durchs Fenster entließ zu einem durch ihre Grausamkeit gelähmten Flug.

Manon hatte dies Gespräch mit angehört; der Schreckensmann wurde ihr von Minute zu Minute räthselhafter.

Das kleine Zwischenspiel und die feurigen Weine hatten allmälig die Gesellschaft lebendiger gemacht; auch Robespierre war zugänglicher geworden; er drückte seinen Nachbarinnen zuweilen zärtlich die Hand und flüsterte ihnen Galanterieen ins Ohr; er trank dem Fräulein Contat zu, die ihm dann in theatralischer Attitüde auf den Knieen den Pokal kredenzte; doch er wollte kein Sultan sein, hob die Sklavin empor und drückte sie leicht ans Herz.

Fräulein Candeille erzählte ihm heitere Coulissengeschichten, Lucie löste sie ab mit Anekdoten aus ihrem Spielsalon. Die strenge Tugend des Republikaners war etwas ins Schwanken gekommen; kleine Erinnerungen des ancien regime gaukelten

im Salon umher wie nackte Amoretten auf den Bildern der Rococomaler.

„Er ist in bester Laune,“ sagte Trial zu Frau Saint-Amaranthe; „ich habe ihn selten so heiter gesehen. Ihre Weine sind zu stark für ihn.“

Man hatte sich erhoben; Alles wogte durcheinander. Trial wagte an Manon ein keckes Wort; sie verließ den Saal unter dem Vorwand häuslicher Beschäftigungen.

Als sie zurückkehrte, hatte sich das Bild der Gesellschaft verändert; ein prächtiges Dessert hatte sie wieder an ihre Plätze gebannt; Flaschen und Gläser funkelten von kostbaren seltenen Weinen.

Ueber Robespierre's seegrüne Züge flog eine röthliche Gluth. Die leichteren Weine hatten ihn heiterer gestimmt; die schweren erregten mit ihrem Feuer seine Natur in den innersten Tiefen.

Er war seiner selbst nicht mehr Herr . . jetzt brach aus der aschgrauen Lavakruste der flammende Vulkan und schüttete Alles aus, was er in sich verbarg.

Er schien seinen Gedanken Audienz zu geben, als wenn Niemand zugegen wäre, und ihn erschreckte nicht einmal das todtenartige Schweigen, das ihn plötzlich umgab.

Mit mißtrauischen Blicken sah er auf einmal um sich, wie ein gescheuchtes, verfolgtes Thier, das aber noch immer zu einem Seitensprung bereit ist: „Ihr glaubt es nicht, Freundinnen, wie sie mir auflauern, zur Rechten, zur Linken, überall! Schreckliche Feinde verfolgen mich und wollen mir ans Leben: sie tragen versteckte Dolche bei sich . . ist nicht Gift in diesem Becher, Gift in Euren Küssen, Ihr Grazien? Haben Euch die Verschwörer nicht bestochen?“

Er blickte scheu um sich, wie ein Irrsinniger, der vom Verfolgungswahn ergriffen ist; Trial erschrak über ihn; er war aufgestanden und hinter seinen Stuhl getreten.

„Was ist Dir, Robespierre?“

„Sie beschuldigen mich, daß ich nach der Diktatur strebe; die Thörichten! Frankreich braucht

einen Diktator . . und ich bin der Mann dazu. Die Tugend muß herrschen . . hab' ich Alles aus dem Wege geräumt, was mich hindern konnte, ihr und mir das Scepter in die Hand zu drücken, damit jetzt Buben aus dem Hinterhalt über mich herfallen? Hab' ich bessere Redner als sie Alle, einen Vergniaud und seine Genossen, hab' ich Danton, meinen Freund Camille geopfert, damit diejenigen triumphiren, die, lasterhafter als diese Alle, nicht werth sind, ihnen die Schuhriemen zu lösen?"

„Robespierre, Du vergissest Dich," flüsterte ihm Trial ins Ohr.

„Nennt Europa unsere Heere die Soldaten Robespierre's, so soll Frankreich bald ihnen denselben Namen geben. Wer will mich daran hindern, mein Werk zu vollenden? Die Fremden? Unsere Generale schlagen sie draußen, drinnen schlägt sie das Fallbeil. Die Aristokraten, die in hundert Verkleidungen sich verstecken? Nieder mit ihnen! Die

alte Welt muß ausgerottet werden, damit Platz werde für die neue.“

Halbberauscht vergaß der Diktator, wie viele Ohren sein Selbstgespräch belauschten: alle diese Schönheiten sollten ihn bewundern, der ganze Olymp in ihm seinen Jupiter verehren. Jetzt mit dem Blitzstrahl in der Hand kam er sich allmächtig vor. Ein grausam fanatischer Zug schwebte um seine Mundwinkel . . Manon erblasste. Das war Robespierre, der Vampyr, das blutdürstige Gespenst der Revolution . . und von ihm sollte ihr Hilfe kommen? O Thorheit der Mutter!

„Machen wir nächstens wieder einen Ausflug nach Maisons, Maximilian?“ sagte Trial, um die Gedanken des Freundes abzulenken von ihrem verhängnißvollen Flug.

„Wenn wir mehr Ruhe haben, Trial, mehr Ruhe! Die Verschwörung ist zu mächtig . . ich habe Saint-Just zurückberufen; es gilt einen entscheidenden Kampf. Da ist Bourdon und Legendre, der Schweif Dantons, den wir noch nicht abgehackt

haben . . unter's Messer mit ihnen! Da ist Tallien mit seinen Genossen, der verliebte Prokonsul, dessen spanische Delila wir in Haft genommen . . er hat ein böses Gewissen, denn er hat das Vaterland für die Küsse seiner Schönen verhandelt und die Verräther begnadigt um ein Lächeln dieser Cabarrus . . unter's Messer mit ihm!"

„Robespierre, Du träumst," versetzte Trial; „wollen wir nicht ein Freiheitslied singen, meine Damen?"

„Lieder, Lieder," rief Robespierre, wieder ein Glas leerend; „sie singen die Carmagnole und verrathen das Vaterland. Nein, nein! Fort mit den Verräthern! Sie sitzen am Tisch der höchsten Macht! Da ist Billaud . ."

„Halt ein," rief Trial.

„Billaud-Varennes, der schwarzgallige, der mir das Ansehen nicht gönnt, das ich mir erworben; da ist Collot, ein Kollege von Dir, Freund, ein Kollege . . haha . . er hält sich für einen besseren Redner als mich! wir werden ja sehen, wer

wirksamer spricht! Da ist Barère mit dem ewig süßen Lächeln und dem Bonmot auf den Lippen, das er auch gegen mich zu richten wagt; ich weiß es . . er will mich fortlächeln und fortspotten von dem Sitze der höchsten Macht . . unters Messer mit ihnen!“

Robespierre's Stimme war heiser geworden; sie krächzte Unheil. Manon hielt ihre innerste Empörung nicht länger zurück; sie erhob sich, die Hand wie zur Abwehr gegen Robespierre ausgestreckt, in ihren Zügen den Ausdruck unverhohlenen Abscheues; dann aber brach sie wie aus Schreck über die kühne Herausforderung des Allgewaltigen, die Hand aufs Herz gelegt, ohnmächtig zusammen.

„Was ist der Bürgerin?“ sagte Robespierre.

„Der Blumenduft hat sie betäubt,“ rief Lucie, die zu Manon eilte; auch Fräulein Candeille war mit ihren belebenden Geistern aus dem Essenzfläschchen zur Hand.

„Man muß sich an den Blumenduft gewöhnen,

wie an den Blutgeruch! Das Vaterland verlangt starke Herzen und starke Nerven . ."

In diesem Augenblicke wurde die Verwirrung durch den unerwarteten Einbruch eines gespenstigen Nachtgeistes gestört. Den kleinen Lemuren von früher folgte der Vampyr; eine Fledermaus huschte durch das offene Fenster herein und um die Lampen und um die Tafel; sie stellte die Nerven des Diktators auf eine unliebsame Probe. Der Wein schwirrte ihm im Kopf, draußen das kleine Ungethüm, das seine sauberen Taubenflügel bedrohte. Robespierre sprang auf, warf dabei das Weinglas um und die Blumenvase, und indem er sein Toupet mit den Händen schützte, bückte er sich ängstlich vor dem widerwärtigen Eindringling, der ihm über dem Kopfe dahinhuschte.

„Verwünschtes Ungeziefer," rief er ärgerlich, im vollen Gefühl der Demüthigung, die ihm das unheimliche Thier bereitete.

Auch die Candeille stieß einen Angstschrei aus; nur die unerschrockene Tragödin Contat

schwang einen Besen, den Lucie rasch aus der Küche geholt hatte, mit derselben Energie, mit der sie das Schwert der Melpomene handhabte und jagte die Fledermaus wieder durchs Fenster in den Garten.

Mit diesem Begebniß schloß das Souper der Frau Saint-Amaranthe; die Gäste brachen auf. Manon, die sich wieder erholt hatte, versuchte es, durch ein freundliches Lächeln die Geberde des Abscheus in Vergessenheit zu bringen, die vielleicht der Diktator nicht einmal bemerkt hatte; Lucie aber war von gewinnender Liebenswürdigkeit und dankte mit feurigen Blicken für die große Ehre, die ihr zu Theil geworden.

„Es ist an mir zu danken," sagte Robespierre; „ich werde Sie nächstens einmal nach Maisons einladen; bringen Sie Ihre schöne Tochter mit, wenn sie sich von ihren Nervenzufällen erholt hat. Komm' ich aber wieder zu Ihnen, so schließen Sie die Fenster . . gegen diese verwünschten Fledermäuse hilft kein Revolutionstribunal."

Der Wagen hielt draußen. Robespierre

wünschte zu gehen und Luft zu schöpfen; doch in der frischen Luft empfand er erst seinen Rausch. Sein Schritt wurde schwankend; Trial begleitete und stützte ihn. Der Wagen folgte langsam.

Allmälig fühlte sich Robespierre frischer und freier.

„Was hast Du gethan, Robespierre? Du hast Deine geheimsten Pläne in der Weinlaune verrathen, selbst Deinen Kollegen im Wohlfahrtsausschuß Vernichtung geschworen.“

„Unter guten Freunden, hoff' ich.“

„Mich kennst Du . . und für meine Theaterdamen steh ich ein. Doch die Saint-Amaranthe und ihre Tochter . .“

„Was wär's mit dieser?“

„Sie ist mit Sartines vermählt . . und Sartines fehlte. Sie machte kein Hehl aus ihrem feindlichen Sinn. Deine Geständnisse erfüllten sie mit Abscheu.“

„Eine gefährliche Schönheit also, . . hm, hm!“

„Erfahren Deine Kollegen von diesen Reden, so kommen sie Dir zuvor.“

Robespierre blieb stehen; ihn überrieselte ein unheimlicher Schauer; ein Mondstrahl, der durch den Kastanienwipfel brach, ließ sein Gesicht doppelt bleich und verfallen erscheinen.

„Das ist schlimm, sehr schlimm, Trial! Ich werde suchen, diesen Fehler wieder gut zu machen.“

Trial begleitete den Freund zum Wagen und dachte darüber nach, ob es wohl ein vortheilhaftes Unternehmen wäre, den Spielsalon der Frau Saint-Amaranthe im Palais-Royal nach dem Tode der jetzigen Besitzerin fortzuführen.

Fünftes Kapitel.

Die Taube der Mutter Gottes.

Mitten in den Kriegslagern, im Waffenlärm hatte Saint-Just Augenblicke der Muße, in denen Manons Bild ihm vor die Seele trat; doch es waren keine freundlichen Erinnerungen: sie hatte ihm getrotzt, ihn verhöhnt . . er dürstete nach der Wollust der Rache. Die Gemarterte in seinen Arm zu zwingen, das war die höchste Genugthuung, nach welcher er rastlos trachtete.

Der Blutrausch von den Schlachtfeldern war ihm zu Kopf gestiegen; ringsum Vernichtung und

Schrecken, er, der Gewaltige, vor dem die Generale zitterten!

Und sie hatte ihn verschmäht, ihm einen Feind des Vaterlandes vorgezogen: gab es eine Züchtigung, schwer genug, um die Schuldige zur Buße zu nöthigen und in ihrer Pein ihm selbst eine Augenweide zu bereiten? Wäre er ein römischer Konsul .. wie sollten die Ruthenbündel der Liktoren den Leib der Büßerin zerfleischen!

Seine Agenten, Arnaud und Sénart, mußten ihm täglich Bericht erstatten über alles, was sie im Hause der Mutter und der Tochter beobachtet hatten; er sammelte diese Berichte und las darin mit den Augen Fouquier-Tinville's. „Verdacht .. mehr als Verdacht .. und dieser allein genügt ja," sagte er dann zu sich mit Genugthuung.

Als Robespierre ihn nach Paris zurückberief, wollte er nicht länger zögern mit dem vernichtenden Schlag.

Er trat schon früh in die Wohnung des Diktators; es war der Morgen nach dem Souper,

und jener befand sich in der verdrossenen Laune, welche der Rückschlag der Natur ist gegen aufgezwungene Heiterkeit.

Er war damit beschäftigt, sich vor dem kleinen Spiegel zu pudern, welcher den einzigen Schmuck seines Schlafzimmers bildete. Der mächtigste Mann in Frankreich hatte keinen Kammerdiener; einfache Holzmöbel aus der Werkstatt des Tischlers, bei dem er wohnte, waren die ganze Ausstattung der kleinen Räume; das umkränzte Bild Rousseau's, ein feinausgeführtes Aquarellbild, war die einzige künstlerische Zierde desselben.

Man hörte durchs offene Fenster den Lärm aus der Werkstatt und das Knirschen der Hobelbank.

Saint-Just, den des Tischlers Tochter, Leonore Duplay, ein hochgewachsenes, pockennarbiges Mädchen, welches die Welt für die Braut des Diktators hielt, noch den Schlaf in den Augen, mit verworrenem Haar und in fragwürdigster Gewandung, freundlich begrüßte und bei dem Freunde

einführte, wurde von diesem mit Wärme willkommen geheißen.

„Ich brauche jetzt Freunde," sagte er, indem er dem Eintretenden die Hand schüttelte; „darum ließ ich Dich kommen; wir sind bedroht."

„Wir werden unsere Gegner abschütteln; es hat nicht Noth."

Er erstattete Bericht über die Generale der Nordarmee, lobte und tadelte. Robespierre legte die Puderquaste bei Seite und griff zum Bleistift, mit dem er sich Notizen in seine Brieftasche machte.

„Wir müssen die ganze Polizei in unsere Hand bringen; hier der Plan, sie dem Wohlfahrtsausschuß beizugeben."

Saint-Just reichte ihm ein Blatt mit einem jener Organisationspläne, in denen er so furchtbar war.

„Was wollen jene Thoren," sagte er; „der Convent erzittert vor uns; die Kommune und die Sektionen von Paris sind uns ergeben. Der Be-

fehlshaber der bewaffneten Macht, Henriot, ist unser eifrigster Parteigänger. Haben wir noch die Polizei in der Hand, so ist Frankreich unser."

Robespierre nickte mit dem Kopfe und blies einigen Puder fort, der ihm ins Gesicht geflogen war.

„Die Polizeibeamten des Sicherheitsausschusses sind mir ergeben," fuhr Saint-Just fort; „sie machen manchen guten Fang, wenn ich sie auf die Fährte bringe. Beiläufig, ich brauche Deine Einwilligung zur Verhaftung einiger Verdächtiger."

„Sind sie verdächtig, so sind sie dem Gesetz verfallen."

„Es ist Frau von Saint-Amaranthe."

Robespierre fuhr empor.

„Ich habe gestern Abend bei ihr soupirt."

„Das war ein Fehler; doch wenn das Souper nur gut war, dann ist nicht viel dabei verloren. Auch in früheren Zeiten schützte die Nähe der Majestät nicht die Staatsverbrecher. Ich habe nie

bei Frau Saint-Amaranthe soupirt; meine Grundsätze verboten mir das."

„Saint-Just," sagte Robespierre, „wir sind dazu berufen, Freunde und Genossen zu bleiben; es liegt in Dir ein Ahnungsvermögen, ein Instinkt, wenn mir Gefahr droht. Diese Frau ist mir unbequem."

„Frau von Sartines, ihre Tochter und ihr Gatte, heimliche, aber begeisterte Royalisten, müssen mit der Mutter in Haft genommen werden."

„Gut, sehr gut! Das Mädchen ist schön . . und die Gründe?"

Jetzt entwickelte Saint-Just seine Meisterschaft im Gruppiren der Thatsachen, indem er das anscheinend Nichtige und Unbedeutende in ein verhängnißvolles Licht zu setzen verstand. Dadurch war er den Girondisten, war er Danton und Hébert so furchtbar geworden. Bewiesenes und Unbewiesenes, Thatsachen, Meinungen und Ansichten verschlang er zu einem großen Faden und in jeden Faden wußte er einen neuen Knoten zu knüpfen.

Er zog eine Brieftasche heraus.

„Frau Lucie von Saint-Amaranthe hielt früher einen Spielsalon, in dem sich die Royalisten versammelten. Ihr Mann, ein Exadeliger, tauchte nach langer Abwesenheit wieder in Frankreich auf, hielt sich zur Partei der Gotteslästerer; verfolgt und verurtheilt fand er eine Zuflucht bei Frau von Saint-Amaranthe, wie später bei Hérault de Sechelles, dem Geliebten dieser Frau."

„Der ist abgethan. Weiter," sagte Robespierre, indem er mit der Puderquaste sein Toupet bestäubte.

„Die Tochter, Frau von Sartines, wollte einmal sogar die Vernunftgöttin spielen. Dem Anschein nach hinderte sie Herr von Sartines daran, der sie Hals über Kopf heirathete. Sartines ist verdächtig, mit den Emigranten zu correspondiren und mit den Fremden zu verkehren. Hier die Liste seiner Besucher."

Robespierre warf einen flüchtigen Blick auf das Verzeichniß.

„Gründe genug, sie alle in Haft zu nehmen. Schwerer Verdacht lastet auf ihnen. Das Nähere mag Fouquier-Tinville untersuchen."

Robespierre erhob sich und schüttelte Saint-Just die Hand.

„Du hast Recht, Saint-Just! Ich habe mich gestern selbst davon überzeugt; es sind Verräther, Mutter und Tochter, zwei gefährliche Delila's . . und die Tochter haßt mich. Laß sie festnehmen! Du giebst mir selbst ein Gefühl der Sicherheit wieder . . ich danke Dir!"

Am Abend dieses Tages saß Henri von Sartines ahnungslos in seiner Villa zu Auteuil am Gartentisch. Manon war im Hause mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Der junge Edelmann dachte gerade mit Behagen über die Vorfälle bei dem Souper in Passy nach, von denen ihm Manon erzählt hatte und über die Beängstigungen, in welche Robespierre durch die Fledermaus versetzt worden war, als er an der Thür des Gartens ein Mädchen bemerkte, das einen Blumenkorb in der Hand trug

Als er näher hinsah, erkannte er Cecile Renauld.

„Tritt näher, mein Kind," sagte er freundlich.

Cecile sah sich mit scheuen Blicken um, als fürchtete sie, Manon zu begegnen.

„Was willst Du, Cecile? Ich habe Dich lange nicht gesehen."

„Euch diese Blumen verkaufen . . doch nein, nein! Ich brauche ja nicht zu lügen: ich komme, Sie noch einmal zu sehen, zu sprechen . . zum letzten Male."

„Und weshalb?"

„O ich will mich anklagen, unerbittlich anklagen wegen des Hasses, mit dem ich Sie verfolgt habe, seitdem Sie glücklich geworden sind durch die Hand der schönen Manon. Ich selbst erschrecke vor der Gluth dieses Hasses, der alle meine Gedanken aufzehrt."

„Was kümmern mich Deine Gedanken, mein Kind?"

„Und wie . . wenn sie zu Thaten würden?

Unter diesen Blumen liegt ein Dolch: oft griff meine Hand danach, bereit, ihn gegen Sie zu zücken. Und warum haßt' ich Sie? Kein Wort hatten Sie mir gegeben, keins gebrochen. So haßt das Unglück die Glücklichen! Mein Leben war mir zum Fluch geworden, ich wollte ihn schleudern auf das Haupt des Mannes, der es für mich zum Segen machen konnte."

„Und jetzt . ."

„Jetzt hab' ich den Dämon in mir überwunden; jetzt komme ich abzubitten und Ihnen, wie ich diese Blumen Ihnen zu Füßen streue, heiße Segenswünsche mitzugeben auf Ihren Lebensweg. Seien Sie glücklich, Henri! Und selbst der Gedanke an mich, an mein armes gebrochenes Herz soll Ihr Glück nicht trüben. Lassen Sie mich ruhig meine Pfade gehen zu einem stillen, abgelegenen Grab. Leben Sie wohl, Henri!"

Jetzt trat Manon aus der Thür des Hauses.

„Auch Ihnen streu' ich Blumen auf den Weg, Ihre Schönheit weckt sie ja von selbst, wo sie

wandelt. Verzeihen Sie mir, wenn ich stillen Groll gegen Sie im Herzen hegte; es kommt ein Tag, der Alles ausgleicht. Und wie ich Ihnen hundert Blumen spende, so mögen Sie meiner Gruft nur ein einziges stilles Blümchen weihn, ein Vergißmeinnicht, zu freundlichem Gedenken."

Manon blickte fragend auf das Mädchen und auf den Gatten; sie glaubte eine Geistesgestörte vor sich zu sehen.

In diesem Augenblick zeigten sich an der Thür des Gartens die bewaffneten Sbirren der Polizei, geführt von Annaud und Sénart.

Henri erblickte sie zuerst und ließ die Blumen aus der Hand fallen, welche Cecile ihm gereicht hatte. Nicht die Schergen, sondern nur die Bläſſe des Gatten sah Manon und schmiegte sich an ihn mit der ängstlichen Frage: „Was ist geschehen, Henri?"

Die Antwort ließ nicht auf sich warten; denn die Polizeibeamten traten mit ihrem bewaffneten Gefolge durch die geöffnete Gartenthür.

Jetzt stieß Manon einen lauten Aufschrei aus; denn sie sah mit einem einzigen Blick eine Folge schrecklicher Bilder. Die Haft war in diesen Zeiten der Tod.

„Saint-Just, das ist Dein Werk!“ rief sie in Verzweiflung.

„Im Namen des Sicherheitsausschusses verhafte ich Euch, Henri und Manon Sartines,“ rief Sénart nicht blos mit dem Gewicht eines wichtigen Beamten, sondern auch mit den triumphirenden Mienen eines Mannes, der einen guten, lange ersehnten Fang endlich in Sicherheit gebracht hat. Henri suchte sich zu fassen:

„Das kann nur ein Mißverständniß sein.“

„So wird es Fouquier-Tinville aufklären,“ versetzte Sénart; „das ist ein guter Jurist, bei dem Sie aufs Beste aufgehoben sind.“

An die rastlose Thätigkeit des Spions gewöhnt, witterte der feinspürige Agent Annaud bereits ein neues Opfer.

„Wer ist dies Mädchen hier?“ rief er, auf Cecile losgehend, „Dein Name?“

„Cecile Renauld,“ sagte diese, die für Sartines zitterte.

Annaud zog eine Brieftasche hervor und notirte sich den Namen.

Todtenbleich, aber mit heldenmüthiger Festigkeit trat jetzt Manon hervor:

„Ihr thut Eure Pflicht, Bürger . . und doch kann es sich hier nur um einen Mißgriff des Sicherheitsausschusses handeln, den die höchste Gewalt mit einem Federzug zunichte machen wird. Noch gestern Abend war Robespierre bei meiner Mutter, Frau Saint-Amaranthe . .“

„Ist schon verhaftet,“ warf Sénart mit vieler Würde ein.

„Unmöglich,“ versetzte Manon, im Innersten erschrocken.

„Laßt mich ausreden, Bürger! Noch gestern Abend speiste Robespierre mit uns im freundschaftlichen Kreise. Gönnt mir soviel Frist, an ihn zu

schreiben, besorgt selbst den Brief zu ihm und bringt mir die Antwort."

„Ist nicht nöthig," sagte Sénart.

„Ihr werdet sehen, daß hier ein Irrthum vorliegt."

„Ich wiederhole, es ist nicht nöthig, denn der Verhaftsbefehl trägt die Unterschrift Robespierre's."

„Er also unser Henker?" rief Sartines.

„Robespierre?" rief Cecile und ihr Auge blitzte, als hätte sie einen festen Entschluß gefaßt.

Manon rang die Hände; es war Alles verloren, der Versuch der Mutter, den Gewaltigen zu gewinnen, kläglich mißlungen; die Hydra, die sie umschlang, trug zwei Köpfe, Robespierre und Saint-Just. Zur letzten Ordnung aller Angelegenheiten vergönnte Sénart, der sich gegen Manon mit liebenswürdiger Galanterie benahm, den Verhafteten noch kurze Frist. Er wußte ja, daß es später an Zeit dazu fehlen würde; denn man ging neuerdings sehr eilig zu Werke und niemals war die Guillotine in so athemloser Thätigkeit gewesen; sie verschlang

in einem Monat mehr Opfer als sonst in einem Jahr.

Doch Sénart, dem die Schreckenszeit durchaus nicht, wie auch sein Embonpoint bewies, das Behagen an ruhigem Lebensgenuß verkümmerte, war nicht blos ein galanter Beamter; er war auch ein aufmerksamer Vorgesetzter, und so knüpfte er sein Zugeständniß daran, daß die Wache in der Zwischenzeit gastlich bewirthet wurde; er ließ sich mit den Kellerschlüsseln ausrüsten: dem herrenlosen Keller geschah ja kein Unrecht mit dem Einbruch in seine Schatzkammer; auch für Sénart fiel ein Prachtwein ab, den sich der Vertreter des Sicherheitsausschusses weidlich schmecken ließ.

Alle Ausgänge des Hauses wurden inzwischen besetzt, und ein schnauzbärtiger Bürgersoldat, mit der Scheide rasselnd und den Säbel schwenkend, ein Ueberbleibsel der Revolutionsarmee Ronsins, war zur Begleitung der Verhafteten in die inneren Räume des Hauses ausersehen.

Manon sah mit Wehmuth auf die rebenumrankte Villa, das Asyl ihres kurzen Glücks, und sank schluchzend in Henri's Arme. Dann wandte sie sich mit gesenktem Haupte und schritt zum letztenmale über die Schwelle des Hauses.

Als Henri ihr folgen wollte, eilte Cecile auf ihn los, kniete mit Thränen vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

„Geduld, Geduld! Ich befreie Dich oder räche Dich; doch ich folge Dir. Die Taube der Mutter Gottes soll zum Habicht werden, der auf sein Opfer niederstößt."

Sie erhob sich und enteilte blitzschnell durch die Gartenthür, als fürchtete sie, daß die Wache auf ihren Zügen lesen könnte, welchen Entschluß sie gefaßt, und sie aufhalten und verhaften werde.

Draußen aber, hinter dem Stamm einer mächtigen Linde, die am Wege stand, harrte sie noch, bis Henri und Manon vorüberkamen; sie harrte mit klopfendem Herzen; konnte nicht irgend eine Hand aus den Wolken noch den Strahl auf-

halten, der den Geliebten treffen sollte? Sie wartete und lauschte; von Minute zu Minute wuchs ihr Glauben an eine unvorhergesehene Rettung.

Doch nicht von langer Dauer war ihre Täuschung. Der Zug bog um die Ecke der Villenstraße; Henri und Manon schritten Hand in Hand, während die halbtrunkenen Begleiter mit gezückten Schwertern neben und hinter ihnen einherzogen und die Carmagnole sangen.

Cecile warf Henri noch einen Strauß zu; die thränenfeuchten Blumen streiften sein Gesicht und sanken ihm vor die Füße.

Schon dämmerte der Abend: Cecile hatte einen weiten Weg durch die Stadt bis zur Rue Contreescarpe, wo wieder eine Versammlung der Gläubigen stattfand. Sie war in fieberhafter Erregung; ihre Pulse schlugen heftig; sie hatte sich gedankenlos an der Wandlung betheiligt, welche die Sekte der Katharina Theot in der jüngsten Zeit durchmachte. Seitdem Robespierre als Hoherpriester des höchsten

Wesens aufgetreten war, hatte er das Herz der „Mutter Gottes" ganz gewonnen. Die Begeisterung für ihn war aus den Reihen der Trikoteusen, die ihm auf der Galerie der Jakobiner und des Convents zujubelten, in ganz andere Kreise übergegangen. Es wurde mit ihm von den Frauen ein Kultus getrieben, wie mit einem Messias. Selbst alte Marquisinnen verehrten ihn; junge Frauen drängten sich zu ihm, sprachen von ihrer Bewunderung seiner Tugend und Weisheit; küßten ihm doch die Jakobiner die Rockzipfel. Die neue Eva benutzte diese Stimmung; sie erhob Robespierre zu ihrem Propheten neben Dom Gerle, den sie nicht gut absetzen konnte. Dadurch vermehrte sich ihre Sekte erstaunlich; denn es war Mode geworden, sich für das Haupt der Republik zu begeistern.

Kaum faßte der große Saal jetzt die dichtgedrängten Gläubigen; auf dem blauen Sessel zur Seite der Mutter Gottes saß Cecile, das Buch in der Hand im weißen Gewande; die Sängerin auf

dem karmoisinrothen Sessel intonirte die Hymne. Da erhob sich die alte Katharina Theot; die dürren Arme ausstreckend, segnete sie die Gemeinde; dann begann sie das begeisterte Lob Robespierres zu verkünden, das jetzt in den Ritus dieser Sekte förmlich aufgenommen war:

„Ein Prophet, ein Gewaltiger ist berufen, das Reich Gottes auf Erden zu begründen: er bricht ihm die Bahn, unerschütterlich; es ist ein Prophet der Weisheit und Tugend, der die Thorheit und das Laster dem Tode weiht. So nur verjüngt sich die Erde, so nur wird die Menschheit wiedergeboren und unsterblich wird dann die neue Eva wandeln im Reiche der ewig Lebendigen. Verehren wir mit schweigender Andacht den Propheten Maximilian Robespierre."

Sie beugte das Haupt, Gebete murmelnd; die ganze Versammlung neigte sich; nur Cecile stand aufrecht und ihr Auge leuchtete.

„Und jetzt, meine Taube, lies das Loblied auf den Propheten aus dem heiligen Buche."

Da wandte sich Cecile mit drohender Geberde zur Mutter Gottes, und das Buch in den Staub schleudernd, rief sie:

„Lug und Trug ist dieser Glauben . . und Robespierre ist ein Nichtswürdiger, ein Tyrann!“

Ein wilder Lärm durchtobte den Saal; doch die Aufregung und Entrüstung schwieg und machte der Neugier Platz, als Cecile noch einmal ihre Stimme erhob:

„Verflucht sei der Wütherich und Alle, die vor ihm im Staube knieen! Der Blitz des Himmels mag ihn zerschmettern! Verflucht sei die neue Erde, die er mit Blut gedüngt! Der Tag des Gerichtes dämmert empor. Beuge Dich, neue Eva, vor dem Zorn des Himmels; es giebt keine Wiedergeburt auf Erden, bis die falschen Propheten die Rache ereilt hat.“

Und ihr weißes Gewand zerreißend und einen Dolch schwingend, den sie daraus hervorzog, eilte sie wie der Blitz zur hinteren Thüre des Saales

hinaus, aus welcher die Priester und Priesterinnen des neuen Kultus einzutreten pflegten.

In der allgemeinen Bestürzung folgte ihr Niemand; sie hatte sich einen Mantel übergeworfen und fuhr in einem Wagen, den sie auf der Straße vorfand, nach Hause. Dort kleidete sie sich um, griff zu ihrem Blumenkorb, in den sie den Dolch verbarg, und eilte einige Häuser weiter in die Rue Saint-Honoré, in die Wohnung Robespierre's.

Wachthabende Jakobiner standen vor der Thür; sie ließen mit schlauem Lächeln das anmuthige Blumenmädchen durch, mit dem sie sich einige Scherze erlaubten.

Der Prophet war in seinem Arbeitszimmer; doch an der Thür desselben hielt Leonore Duplay Wacht.

„Was willst Du?“

„Ich will Robespierre sprechen.“

„Das ist unmöglich.“

„Ich habe ihm eine wichtige Mittheilung zu machen.“

Leonore trat selbst mit in das Zimmer Robespierre's, mehr aus Eifersucht, als aus Argwohn. Das Blumenmädchen hatte einen schwärmerischen Ausdruck in seinen Zügen. Das liebte Robespierre.

Cecile hatte den Heiligen ihrer Sekte noch nie gesehen. Da saß er im Lehnstuhl, ein Buch in der Hand, in den Augen röthlichen Schimmer, während ein grünlicher Schein seine bleichen Züge überflog. Obgleich es in spätester Abendstunde war, hatte er noch seine Halskrause, seinen blauen Rock, die Schuhe mit den blitzenden Schnallen an: Alles fein, sauber, im tadellosesten Zustande.

„Wen bringst Du mir da?" sagte er mit heiser umflorter Stimme zu Leonore.

„Ein Mädchen, das Dich zu sprechen wünscht und wahrscheinlich mit diesen Blumen um Deine Gunst wirbt; denn ganz Frankreich weiß, was Du für ein Blumenfreund bist."

Cecile sank auf die Kniee.

„Gnade für Henri und Manon Sartines," rief sie flehend.

„Das hättest Du mir ersparen sollen," sagte Robespierre zu Leonoren mit vorwurfsvollem Blick.

Diese zuckte mit den Achseln.

„Du hast mich getäuscht, Bürgerin! So verlaß das Zimmer wieder mit mir — störe Maximilian nicht!"

„Getäuscht? Ich sprach von wichtigen Dingen: ist es so unwichtig, zwei Menschenleben zu retten? Noch einmal, Robespierre, laß die Milde walten; giebt es eine Tugend ohne Milde, ein höchstes Wesen ohne Gnade?"

„Bin ich allmächtig?" rief der Diktator mit kreischender Stimme, indem er das Mädchen von den Knieen emporriß; „Alles kommt zu mir, belästigt mich, ruft mich an! Bin ich das Gesetz, bin ich das Gericht? Während mich meine Kollegen immer mehr beiseite schieben, streckt Frankreich flehend oder fluchend zu mir die Arme aus. Auf mich die Verantwortung, während die Macht täglich mehr meiner Hand entgleitet. Ich bin es müde, allein verabscheut zu werden, während die

Anderen mir die Früchte jahrelangen Strebens zu rauben suchen."

„Sei großmüthig, Robespierre! Du liebst die Blumen; es sind ja die Kinder des Lebens und des Lenzes! Nimm diese Veilchen, diese Primeln, diese Rosen . . nimm sie als ein Geschenk der Natur und erwiedere dies Geschenk durch die lebenspendende Gnade. Henri und Manon von Sartines . . "

„Sind schuldig," kreischte Robespierre, „davon bin ich selbst unterrichtet. Bitte nicht für Verräther; denn solche Bitte ist Verrath."

„So giebt es keine Menschlichkeit mehr in diesem geknechteten Lande?" rief Cecile ausbrechend, und indem sie den Dolch aus den Blumen herauswand und auf Robespierre losstürzte, rief sie: „Stirb, Tyrann!"

Doch Leonore fiel ihr in die Arme und entriß ihr den Dolch, während sie gleichzeitig um Hülfe rief.

Robespierre war aufgesprungen.

„Unsinnige," rief er, während aschgraue Schatten sein Gesicht überflogen und ein leiser Krampf seine Nerven erschütterte, „o undankbares Volk! Dies der Lohn für die Dienste, die ich dem Vaterlande geleistet! Thörin! Nicht die Hand eines Mädchens durchschneidet den Faden meines Geschicks; er ist verknüpft mit den Geschicken Frankreichs und der Freiheit!"

Durch diesen rednerischen Erguß hatte Robespierre die fliehende Lebenswärme zurückgerufen und den Schreck überwunden, der seine Nerven bewältigt hatte.

Die Jakobiner waren indeß zur Thür hereingedrungen.

„Eine Mörderin!" rief Leonore Duplay, indem sie ihnen den Dolch zeigte, den sie Cecile entrissen hatte.

Diese stand schweigend wie ein Marmorbild, ließ sich mißhandeln und fesseln, ohne ein Wort zu sagen, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Eine verunglückte Charlotte Corday," rief Leonore, „sie hat nicht den Ruhm der vollbrachten That für sich, wenn sie das Schaffot besteigt."

„Gott sei gelobt . . ich sterbe mit ihm," sagte Cecile mit schwärmerischem Augenaufschlag, als sie fortgeführt wurde.

———————

Letztes Kapitel.

Im rothen Hemde.

Durch die That der Cecile Renault war die Sache der Sartines wesentlich verschlimmert worden; mindestens waren den Richtern Beweise an die Hand gegeben, deren sie freilich kaum noch bedurften. Cecile war im Hause Henri's von Sartines bei der Verhaftung desselben gesehen worden; Annaud zögerte nicht, seine Brieftasche, in der ihr Name vermerkt stand, den Richtern zur Verfügung zu stellen. Damit schon waren die Sartines als Genossen der Verschwörung und der Mordthat verurtheilt. Inzwischen war von Couthon, dem

lahmen Genossen des Diktators, das furchtbarste Blutgesetz erlassen worden, welches die Geschichte kennt. Nach diesem Gesetz bestand das Revolutionstribunal aus vier Abtheilungen, jede wiederum aus einem Vorsitzenden, drei Richtern und neun Geschworenen, damit die Maschine rastlos arbeiten konnte. Nur auf Todesstrafe wurde erkannt und es brauchten keine Zeugen gehört zu werden, wenn sachliche oder moralische Beweise vorhanden waren. Der Schrecken hatte den Höhepunkt erreicht; darüber hinaus konnte die Willkür und der Blutdurst nicht mehr gehen.

Die Amaranthes waren in das Luxembourg gebracht worden: Henri und Manon hoffnungslos, Lucie noch voll thörichter Hoffnungen, die freilich! dann wieder plötzlich von den krampfhaften Ergüssen der Verzweiflung abgelöst wurden. Wenn sie es nur durchsetzen konnte, Robespierre zu sprechen, einen Kniefall vor ihm zu thun . . sie glaubte an den Zauber ihrer Schönheit; um ihr Leben zu retten, hätte sie den Männern der Gewalt jedes,

auch das unglaublichste Zugeständniß gemacht. Doch Niemand wollte für sie sprechen, ihre Briefe besorgen; sie schrieb und schrieb, an Robespierre, an Saint-Just, sogar an den lahmen Couthon, der sie gar nicht kannte, unermüdlich, unaufhörlich, in unwürdigstem Ton, oft mit einem Esprit, aus dem das Lachen der Verzweiflung herauszuhören war. Nirgends Größe der Gesinnung, Adel der Empfindung in diesen Zeilen; es war abwechselnd der Lach- und Weinkrampf einer sinnlichen, am Leben hängenden Natur.

Wie ganz anders Manon! Der bleiche Abendstrahl der durch die Kerkergitter brechenden Sonne verklärte die Züge einer Madonna voll tiefen Schmerzes, aber stiller Ergebung. Oft reichte sie Henri mit wehmüthigem Lächeln die Hand; ein kurzes Glück war ihrer Liebe nur beschieden, und sie selbst hatte in einer Verirrung ihres Herzens, auf die sie nur mit Grauen zurückblickte, die Jahre verscherzt, um welche sie die Dauer dieses Glückes hätte verlängern können.

Sie hörte ruhig und ohne zu zittern den Namensaufruf der Opfer, welche der Tag verlangte. Jeden Abend erschien am Gitter des Kerkers der Abgesandte Fouquier-Tinville's mit der verhängnißvollen Liste; man hörte schon vorher die Karren unten am Luxembourg vorfahren. Die Namen derjenigen wurden verlesen, die noch diese Nacht nach der Conciergerie gebracht werden sollten. Die Conciergerie . . das war das Tribunal, und das Tribunal . . das war die Guillotine.

Mit hochklopfendem Herzen stand Lucie, das Gitter umklammernd, sobald der Unglücksbote erschien; sie zitterte bald vor Angst, bald vor Wuth; sie glich einem wilden Thiere im Käfig, das der Wächter reizt; denn sie bot immer ihre Briefe dem Abgesandten des Tribunals zur Besorgung an, und wenn sie mit Hohn abgewiesen wurde, verfiel sie in einen Krampf der Wuth und Verzweiflung; dann lauschte sie auf jeden Namen, der von der Lippe des Verlesers ertönte, und wenn die Liste zu Ende gegangen war, ohne daß sie selbst genannt

wurde, dann nickte sie Manon mit triumphirendem Lächeln zu; es war ja nicht möglich, daß man sie, die Freundin eines Saint-Just und Robespierre, vors Gericht und zum Tode führen konnte.

Doch groß wie ihre Schwäche war auch ihre Gutherzigkeit; ihre Freude verstummte bei dem Jammer der Auserlesenen, die vor Fouquier-Tinville's bluttriefendes Gericht gefordert waren. Unter Thränen umarmte sie ihre Freunde und Freundinnen; denn sie hatte mit allen Genossen ihres Gefängnisses enge Freundschaft geschlossen.

Jeden Morgen wurden die Zeitungen verschlungen; wie traurig wurden da die letzten Hoffnungen auf einen Wandel der Dinge immer von neuem getäuscht! Siegreich waren die Heere der Republik, und im Innern stieg die Macht des Wohlfahrtsausschusses und seiner Leiter zu schwindelnder Höhe.

Das Schweigen des Todes herrschte in Frankreich; kein Camille Desmoulins wagte die Schreckens-

männer anzugreifen und kurze Triumphe geistiger Ueberlegenheit zu feiern, welche den Opfern in den Gefängnissen eine schadenfrohe Genugthuung gewährt und leise Hoffnungen in ihnen erweckt hatten.

„Hoffnungslos“ . . sagte Henri Tag für Tag, wenn das Zeitungsblatt seiner Hand entfiel; „es giebt nicht einmal eine rettende Klippe mehr für uns Schiffbrüchige.“

Und er drückte Manon die Hand; sie aber tröstete ihn mit der freundlichen Gemeinschaft ihrer letzten dem Tode geweihten Lebenstage.

Doch auch dieser Trost sollte nicht von Dauer sein. Eines Tages erschien der Kerkermeister.

„Ich habe den Auftrag, der Bürgerin Sartines einen gesonderten Kerker anzuweisen.“

Manon erschrak; so sollte sie vor dem Schmerz des letzten Abschiedes noch den Schmerz einer anderen Trennung erleben? Nicht einmal die gleichmäßige Ruhe des Kerkers, die gemeinsame stille Erwartung des Todes sollte ihr zu Theil werden.

„Für immer?“ fragte sie zagend.

„Ich weiß es nicht,“ versetzte mürrisch der Kerkermeister.

„Man wird uns doch zusammen richten?“

„Gewiß, Bürgerin! Es wird eine und dieselbe Lieferung bleiben: Ihr seid zusammen verhaftet worden. Zwanzig ist jetzt so der Satz.“

„Daß wir nicht noch zuletzt getrennt werden,“ seufzte Manon.

„Keine Sorge, Bürgerin! Die Familien werden respektirt; man bringt jede auf einen und denselben Karren.“

Manon folgte dem trostreichen Schließer; sie wurde in ein Gemach geführt, das noch nicht als Kerkerzelle eingerichtet zu sein schien; es war ein Kabinet, das an die schöneren Zeiten des Palais erinnerte. Tische, Stühle, selbst das Bett waren elegant. Die eine Wand bedeckte ein großes Gemälde; es stellte die Flucht des Aeneas und der Dido vor dem Unwetter, das aus tiefschwarzen

Gewölken in Wolkenbrüchen und mit zündenden Blitzen niederbrach, in die schützende Grotte dar.

Manon warf nur einen flüchtigen Blick auf das Bild; es mißfiel ihr; der Ausdruck in den Zügen der Flüchtigen widerte sie an; man sah, daß sie nicht bloß ein Asyl gegen das Unwetter suchten, sondern auch für die Leidenschaft, die sie verzehrte.

Der Kerkermeister schloß die Thüre hinter sich. Manon sah sich ganz allein; die Gittterstäbe vor den Fenstern nur bewiesen ihr, daß sie in einer Gefängnißzelle sich befand.

Einsam mit sich, ließ sie ihr ganzes Leben vor ihrem Auge vorüberziehen; sie hatte sich nichts vorzuwerfen als einen großen Irrthum, nichts zu beklagen als ein verlorenes kurzes Glück. Einem Dämon war eine Zeitlang ihre Seele verfallen gewesen; jetzt befreite sie der Tod von der unselig seligen Erinnerung.

Eine Stunde lang saß sie brütend in ihrem stillen Träumen: da öffnete sich die Thüre und Saint-Just stand vor ihr.

Sie erbebte, als sie ihn sah, wie die zum Tode verurtheilte Märtyrerin, die vorher noch von den glühenden Zangen der Henker gepeinigt werden soll.

Und das war ihre erste Qual. Saint-Just erschien ihr bedeutender, schöner als je; sein Auge flammte von wildem Feuer; seine von der Sonne in den Lagern und auf den Schlachtfeldern gebräunten Züge athmeten Kraft und Muth; es war, als wenn ein frischer Hauch des Lebens bewältigend in ihren Kerker dränge.

Und mächtiger als die Kraft einer so lange bewährten siegreichen Abwehr, als Entfremdung, Haß, Abscheu, selbst als das Gebot der Pflicht war die neu erwachende Leidenschaft, welche ihr mit frevelndem Frohlocken zurief:

„Er ist's! Das ist der Mann, mit dem ich hätte glücklich sein können."

Es giebt geheimnißvolle Anziehungen im Leben der Seele, wie draußen in der Natur, eine Magie des Willens und der Willenlosigkeit. Manon fühlte mit innerstem Erbeben die Macht, welche Saint-

Just über sie hatte; sie hätte, den Dämonen der Natur, dem Reiz unwiderstehlicher Hingebung folgend, in seine Arme stürzen mögen, und nur mit fast übermenschlicher Kraft gebot sie dem Zug der Natur.

Und doch .. dicht vor dem Tode ist es kein Frevel, sich die volle, wenn auch betrübende Wahrheit einzugestehen. Manon mußte sich sagen, daß sie Henri nicht liebe, wie sie Saint-Just geliebt habe; es war dies eine Schuld ihres Lebens; sie war bereit, sie zu büßen.

„Bürgerin Amaranthe, Du stehst vor dem Tode," sagte Saint-Just.

„Ich weiß es."

„Du bist schuldiger als tausend andere; denn Dein Herz athmet nur Haß und Feindschaft gegen die Republik."

„Und gegen ihre Leiter und Meister," setzte Manon stolz hinzu.

„Ich kenne Deine Schuld .. und würde

meinem Eid gegen die Republik untreu, wenn ich Dich retten wollte."

„Ich verlang' es nicht; ich bitte Dich nicht darum," sagte Manon stolz.

„Gleichwohl .. Eidbruch gegen Eidbruch! Ich will Dich retten, doch nur um einen Preis."

„Kannst Du's? Kannst Du das Gesetz der Republik beugen nach Deiner Willkür? So ist Eure Freiheit die schlimmste Tyrannei .. und wie ich die Pöbelherrschaft hasse aus Grund meiner Seele, so müßt' ich sie dann auch noch verachten."

„Gnade ist ein altes Recht der Gewalthaber," sagte Saint-Just, den das kühne Wort und die Seelengröße des Mädchens einen Augenblick verstummen ließ, „und die Gewalt ist in unseren Händen: wir haben diesen großen und freien Staat geschaffen. O, daß Du so verblendet bist, daß Du die Größe und die Freiheit nicht zu fassen vermagst! Ich komme von den Heeren, welche die Feinde weit über die Grenzen hinaus geschlagen haben und das Reich der Freiheit erweitern nach

allen Seiten hin. Es weht ein Hauch der Begeisterung durch die Reihen unserer Krieger; sie kämpfen fürs Vaterland, für einen Staat, den sie mit geschaffen haben. So lange die Welt steht, ist sie noch nie in solcher Weise von Grund aus umgestaltet worden nach dem Maß der Gedanken. Die Menschheit ist aus tiefem Schlaf erwacht; es ist am Anfang ein schlaftrunkenes Wandeln, welches Schrecken und Entsetzen erregt, ein furchtbarer Kampf mit den Mächten, die sie bannen wollen; doch dann kommt die taghelle Zeit des Glücks, des Friedens."

Saint-Just sprach in schöner Erregung; Manon waffnete sich mit aller Kraft gegen den Zauber seiner Worte.

„In anderem Lichte würden wir Alle, würde ich Dir erscheinen, wenn Du unser Streben begriffest, unsern Glauben theiltest, wenn ein Strahl von der neuen Glorie Frankreichs Dir in die dumpfe Seele fiele, über welcher der Sargdeckel des verwesten Königthums für immer zugeschlagen

ist, Luft und Licht der neuen Zeit absperrend. Es wäre vieles anders geworden, ohne diesen Wahnsinn, der Dir den edlen Schwung der Seele lähmt. Jetzt ist's zu spät; doch ich wiederhole, ich will Dich retten . . um einen einzigen Preis."

„So nenn' ihn, da es zu markten und zu feilschen gilt; ich weiß es voraus, daß ich ihn nicht bezahlen kann."

„Meine Hand hast Du zurückgewiesen," sagte Saint-Just, indem er sie mit verzehrenden Blicken ansah; „Du konntest mächtig dastehen an meiner Seite. Ich mag sie nicht; sie brächte jetzt Schmach über mich; es ist die Hand einer Verrätherin, und vor allem Volke würde sie mich in den Staub ziehen."

„Was sprichst Du da? Ich bin das Weib Henri's von Sartines!"

„Was weiter? Du könntest ja von heute zu morgen seine Wittwe sein. Auf Deine Hand muß ich verzichten, aber nicht auf Deine Liebe. In verschwiegenem Glück sollst Du leben in meinen

Armen . . um diesen Preis errett' ich Dich vor dem Schaffot."

„Nichtswürdiger," rief Manon mit glühendem Erröthen, „ich wiederhole, ich bin das Weib Henri von Sartines'!"

„Weib oder Wittwe, was kümmert's mich?" entgegnete Saint-Just; „ich streite nicht mit dem Himmel um Deine Seele, sondern nur mit der Guillotine um Deinen Leib. Es ist grausam und brutal von ihr, ein so schönes Kunstwerk zu zerstören, so viele lebenglühende, glückverheißende Reize mit einem Schlage auszulöschen; ich will Dich ihr abkaufen und sei es Vaterlandsverrath . . ich glühe nach Deinem Besitz."

Manon bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Du bist schön, schöner als früher, denn süße Erfahrungen haben Deine Schönheit gereift; im Glück einer fluchwürdigen Liebe hat sie sich voller erschlossen. Verbirg mir nicht Dein liebliches Gesicht, laß mich in Deine Augen sehen; in ihrem

sanften Blick liegt Schwärmerei, Wollust, Frieden. Das Lächeln Deines Mundes ist verschwunden, doch ich kenne dies Lächeln . . es schwebt über dem zugestandenen Glück, ein sanfter Mondschein über der wilden Brandung. Nie hat der stürmische Athemzug eine schönere Brust bewegt . . sei die Meine, Manon!"

„Nimmer, nimmer!"

„Sträube Dich, wie Du magst! In Deinem Sträuben selbst liegt Hingebung, in Deinem Weigern ein Geständniß; ich fühl's, ich weiß es, daß Du mich liebst. Es zieht Dich zu mir, wie es mich zu Dir zieht; ich fühl' es wie heißen Odem mir entgegenwehen . . es ist der Duft, den die Blume des Entzückens haucht."

„O mein Gott," sagte Manan; sie ließ die Hände sinken und stand machtlos da, wie der Vogel, welchen der Hauch der Schlange betäubt hat.

„Schenke mir dies verfallene Leben . . der Henker soll den Marmor Deines Leibes nicht werfen zu den Scherben der Menschheit, welche die Guillo-

tine aufhäuft. In meine Arme . . laß mich den Rausch der Wonne von Deinen Lippen küssen!“

Saint-Just stürzte auf sie los und drückte sie fest an sich, doch sie wehrte ihn ab mit aller Kraft.

„Eher soll mich der Henker in seine Arme schließen und küssen, als Du!“

„Frankreich zittert vor mir,“ rief Saint-Just außer sich, „und dies Mädchen wagt mir zu trotzen? Bin ich so machtlos? Vermag nichts über sie die Drohung des nahen Todes? O wären wir Tyrannen, wie einst die Cäsaren . . dann gäb' es noch zwingende Gewalt, Martern und Entehrung. Doch wir haben nichts als das starre Gesetz und den ewig gleichförmigen, nüchternen Tod, der barmherziger ist als die Natur, die uns mit langen Kämpfen peinigt.“

„Gönne mir diesen barmherzigen Tod, sobald wie möglich,“ rief Manon, „und verlaß mich . . ich beschwöre Dich! Du sehnst Dich nach dem Recht, mich zu martern; Du übst es ja schon aus wie der schlimmste Tyrann!“

„Manon, höre mich! Du sollst nicht allein befreit sein, auch Henri, auch Deine Mutter! Ihr Leben ist in Deine Gewalt gegeben. Schenk' mir Deine Liebe, und sie sind frei!“

Manon rang schluchzend die Hände; das griff ihr ins Herz.

„Ueberleg' es wohl,“ fügte Saint-Just hinzu; „die Gnade ist kurzathmig in dieser raschlebigen Zeit . . ein Augenblick . . und ihr versagt die Lebenskraft.“

„Nein, nein!“ rief sie; „Henri ist ein Edelmann; er will das Leben nicht um den Preis der Schande . . und meine Mutter . . sie wird mir's verzeihen, wenn ich sie nicht retten kann.“

„Ist das Dein letztes Wort?“ rief Saint-Just.

„Es ist mein letztes,“ entgegnete Manon mit fester Entschiedenheit.

„So stirb, Unsinnige! Zerbrich, Bild der Schönheit und des Wahns! Mir bleibt der Haß und ein tiefes zehrendes Ungenügen, das kein Triumph mehr bannen kann. Du hast Saint-Just

besiegt . . kein anderer darf sich dessen rühmen außer Dir! Die erste Niederlage . . neigt sich mein Stern schon am Horizont? Ich sehe Dich noch einmal, wenn der Tod Dich küßt . . denke, es sei mein Kuß!"

Saint-Just verließ mit diesen Worten das Gemach.

Manon brach auf dem Bette ohnmächtig zusammen.

Bald darauf kam der Kerkermeister. Erwachend fand sie seinen Anblick trostreich; er führte sie ja zu Henri und der Mutter zurück.

An diesem Abend lauschte Lucie nicht vergebens auf die Namen, welche der Gerichtsbote von seiner Liste las. Sie hörte den ihrigen, und das Gitter, das sie umklammert hielt, loslassend, sank sie leblos auf den Estrich hin. Henri und Manon, um sie beschäftigt, hörten nur mit halbem Ohr die eigenen Namen.

Sie bestiegen den Karren, der sie in die Con-

ciergerie führte. Am nächsten Morgen erschienen sie vor dem Gerichtstribunal.

Es war ein großer Halbkreis errichtet worden für die Angeklagten, da die früheren Bänke nicht mehr genügten Der Präsident, Dumas, hatte die Pistole vor sich liegen, mit der er gelegentlich sein Opfer bedrohte. Fouquier-Tinville hatte die Guillotine, die er im Saale selbst aufschlagen ließ, wieder fortschaffen müssen, um sie nicht zu entheiligen. Cecile Renault war aus dem Gefängniß der Abtei herbeigeholt worden: sie grüßte Henri mit sanftem Lächeln.

Der Namensaufruf ersetzte bei den meisten das Verhör. Dumas richtete an jeden Angeklagten nur eine einzige Frage und hastete von einem zum andern. Zeugen wurden nicht herbeigezogen; es fehlte ja nicht an den „moralischen Beweisen."

Die Urtheile waren schon gedruckt; es blieb nur übrig, die Namen hineinzusetzen.

Die Druckerei befand sich neben dem Sitzungssaale; durch ein kleines Fenster reichte man die Ur-

theile dem Setzer, daß er den Namen hineinfüge. Dann wurden sie in tausend Exemplaren abgezogen und von den Zettelträgern ausgerufen: „kauft die Namen derjenigen, die in der Lotterie der heiligen Guillotine gewonnen haben.“

Zu diesen Glücklichen gehörten auch Lucie, Manon, Cecile und Henri; doch das Urtheil wurde dahin verschärft, daß sie in rothen Hemden zum Richtplatz gefahren werden sollten; es war ja eine Mordgesellschaft.

Cecile dachte schaudernd an die Prophezeiung der Katharina Theot. Lucie fiel in Krämpfe und aus einer Ohnmacht in die andere.

Manon und Henri saßen Hand in Hand im Todeskarren . . sie schöpften Trost und Stärke aus ihren Blicken.

Als Manon das Schaffot bestieg, ging es wie eine Bewegung des Mitleids durch die Menge. So reizend erschien ihr bleiches Gesicht auf der Richtstatt.

„Ein Augenblick, Henri,“ sagte sie, „und wir sind wieder vereint.“

Gleich darauf trennte das Messer der Guillotine ihr schönes Haupt vom Rumpfe; der Henker zeigte es dem Volke.

Saint-Just sah mit eiserner Stirne aus einem Fenster des nächstgelegnen Hauses an der barrière du trône dem schrecklichen Schauspiel zu.

Seine Mienen zuckten nicht, aber seine Seele schauderte; er freute sich nicht am Triumph der Rache. „Mörder," rief ihm eine innere Stimme zu, und bebend hielt er sich an der Fensterbrüstung fest.

* * *

Es war dies im Monat Prairial des Jahres 1794; nur Wochen verflossen, und im heißen Monat Thermidor endete die Gewaltherrschaft der Triumvirn und das Regiment des Schreckens. Die Sekte der Katharina Theot war aufgelöst, der Prophet Robespierre lächerlich geworden durch seine Beziehungen zur Mutter Gottes.

Die Sturmglocken waren verklungen, die aufrührerischen Sektionen entwaffnet. Robespierre lag mit zerschmetterter Kinnlade in dem Hotel de Ville, das die Truppen des Convents erobert hatten; schweigend stand mit gekreuzten Armen Saint-Just an seiner Seite; kein Wort kam über seine Lippen am Tage seines jähen Sturzes. Wer mochte seine Gedanken ergründen? Es ist nur ein Schritt vom Kapitol zum Tarpejischen Felsen; er hatte ihn gemacht.

Rechnete er ab mit seinem Leben? Er war mächtig geworden und groß in früher Jugend; er hatte seinem Namen Dauer gesichert; er hatte blutige Thaten vollbracht, doch für das Vaterland und die Freiheit. Nur eine Rechnung stimmte nicht. Nur einmal, ein einziges Mal hatte er gemordet aus Lust am Morde, aus niederer Rache, aus verschmähter Liebe.

Diesmal war es wieder der Platz der Revolution, wo die Triumvirn gerichtet wurden. Kopf an Kopf stand das Volk . . heller Sonnenschein lag auf den

Kuppeln der Tuilerien und den Wipfeln ihres Parkes.

Als Saint-Just das Schaffot bestieg, flog ein Wolkenschatten über die Sonne.

„Manon!“ rief er, als der Henker ihn auf das Brett schnallte.

Eine Minute nachher lag er neben dem Mächtigsten Frankreichs, regungslos, Staub beim Staube!

E n d e.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

ER
JW

